

# Materialität, physiologische Funktionen und Historische Anthropologie des Mundraums und der Zähne

## Zähne im Kontext

Hartmut Böhme

Dem Aufsatz liegt die These zugrunde, dass immer dann, wenn wir es mit dem Mundraum und den Zähnen zu tun haben, uns zugleich mit den physiologischen Gegebenheiten, Funktionen und Prozessen ein komplexes Ensemble von Bedeutungen, Gefühlen, Ausdruck und Erleben begegnet. Es begegnet uns aber auch eine Tiefenzeit, weil die heutige Formation des Oralen das evolutionäre Ergebnis eines Jahrtausenden langen Bildungsprozesses darstellt (Abb. 1)<sup>1</sup>. Und seit der Steinzeit wird der Mundraum immer stärker kulturell angeeignet, kultisch, kosmetisch, magisch, symbolisch, viel später auch anatomisch, medizinisch und noch später psychologisch.

<sup>1</sup> Den Kopf brachte James Cook von seiner ersten Südsee-Expedition 1768–71 mit nach London. Gesichter sind kein Schicksal. Seit Jahrtausenden bezeugen die Kulturen weltweit, auch in ihrem Umgang mit Toten, dass die physische Natur des Menschen kulturell angeeignet und modelliert wird. Lange vor medizinischen und kosmetischen Techniken, die heute für das *self fashioning* zur Verfügung gestellt werden, waren dies Verfahren der Ornamentierung, des Schmucks, der Konservierung. Tätowierungen oder Bemalungen der Haut gehörten dazu ebenso wie die Bearbeitung der Haare oder der Zähne (die hier, wie bei vielen Stammeskulturen, abgeschliffen sind). Immer auch sind diese Bearbeitungen des Gesichts kulturelle Auseinandersetzungen mit Zeit und Zeitlichkeit des Lebens, mit Generationssequenzen, Statuszugehörigkeiten, Altern und Tod. In seinem Gesicht stellt sich nicht nur der einzelne Mensch in seiner Individualität dar, sondern es werden Integrationen in übergreifende Gemeinschaften und symbolische Ordnungen vollzogen, ja, auch eine Teilhabe an der Unvergänglichkeit angestrebt (wie bei diesem mumifizierten Toten). Keineswegs ist das Gesicht nur der Ausdruck der Je-Meinigkeit, wie wir im individualistischen Zeitalter anzunehmen uns gewöhnt hatten. Sondern Gesichter – in ihrem flüchtigen mimischen Spiel wie in ihrer dauerhaften Umarbeitung – waren und sind immer auch Masken im Sinne von *persona*. Wir fühlen, gleichsam von innen her, unser Gesicht immer als das unsrige, während es zugleich Anteil hat an transpersonalen kulturellen Stilen, Ausdrucksformen und Ornamentiken.



Abb. 1: Mumifizierter und tätowierter Kopf, *toi moko*, vor 1770, Neuseeland, Maori, Privatsammlung.

Dabei entsteht ein vielfältiges Wissen über den Mundraum, vom *tacit knowing* bis zur professionellen Wissenschaft. Dieses Wissen verändert den Mundraum und die Modi seiner Tätigkeiten. Das gilt physiologisch wie symbolisch: Wenn ich etwas weiß über die bakterielle Besiedelung des Mundes, wird dies mein Hygieneverhalten, meine Essgewohnheiten und die Frequenz meiner



Abb. 2: Meret Oppenheim, *Porträt mit Tätowierung*, 1980, 25,6 × 18 cm.

Arztbesuche beeinflussen (können) und damit auch den Zustand von Bakterienflora und Zähnen verändern. Oder: Wenn ein kosmetisches Ideal der Zähne existiert, die ihrerseits als Elemente von personaler Attraktivität, magischer Kraft und sozialer Zugehörigkeit verstanden werden, dann können Zähne, Lippen, Gesichtshaut einer reichen Ornamentierung unterworfen werden, die mit

nachhaltigen Folgen in den physiologischen Bestand des Mundes und der Zähne eingreift (Abb. 2)<sup>2</sup>.

Wenn die Psychologisierung des Körpers kulturell voranschreitet und dabei auch der Mundraum als signifikanter Erlebensraum entwickelt wird (Literatur und Künste wirken an dieser Semantisierung mit), dann sollte jeder Zahnmediziner Rücksicht darauf nehmen, dass er nicht nur in ein objektiviertes Organsegment, sondern in einen sensorisch wie psychisch empfindsamen Intimraum interveniert. Archäologen und Anthropologen haben ihrerseits Verfahren entwickelt, die es erlauben, aus Befunden von Jahrhunderttausende alten Zähnen sichere Indizien für Ernährung, Gesundheit und Kultur zu entwickeln. Man kann aber nur etwas aus Zähnen ‚herauslesen‘, was sich zuvor in sie als Spur und Index kulturell eingepägt hat. Es gibt keinen Zweifel daran, dass wir es hinsichtlich des Mundraums mit komplexen Interferenzen von Natur- und Kulturgeschichte zu tun haben.

Der Mensch ist nicht nur ein *toolmaking animal*, ein Technit, sondern auch *animal symbolicum* oder *zoon logon echon* (Aristoteles), ein Lebewesen, das über Sprache und Kommunikation verfügt und, im weiteren Sinn von Logos, Vernunft hat: Der Mensch ist *animal rationale*. ‚Logos‘ meint das Vermögen, andere Entitäten, Dinge, Erscheinungen, Vorgänge der Welt, aber auch eigenleibliche Prozesse wie Gefühle, Antriebe, Expressionen und Gedanken durch Vergegenständlichung zu distanzieren, also in Sachverhalte zu verwandeln, die erwogen, kommuniziert und verhandelt werden können. Zur Hauptsache gelingt diese distanzierende Vergegenständlichung mittels des Vermögens der Sprache. Es ist ein nicht zu überschätzender Gewinn, dass wir mittels eines so flüchtigen Mediums wie der Lautsprache und eines unsichtbaren Mediums wie der Vernunft in der Lage waren, die anbrandende, ebenso verlockende wie

<sup>2</sup> Die surrealistische Malerin, Objekt-Künstlerin und Dichterin nahm in ihren späteren Jahren mehrfach ihr Gesicht oder ihren Schädel (als Röntgen-Aufnahme) zum Gegenstand der Gestaltung. Es sind, wie auch in ihrem *Selbstporträt von 60000 v. C.*, gerade Versuche, die bürgerliche Individualität und den Fetisch der Unverwechselbarkeit, die mit der Porträt-Gattung verbunden ist, zu hintergehen und das eigene Selbst zu exotisieren und zu archaisieren. Nicht ohne dekonstruktive Ironie sowohl gegenüber der altherwürdigen Praxis des Selbst-Porträts wie auch gegenüber dem eigenen Gesicht wird eine Anänelung ans Uralte betrieben. Wir, als Betrachter, werden angeblickt: Wer sind denn wir, im Blick der surrealistischen Queen und adligen Maori-Frau?

gefährliche Mit- und Umwelt auf Distanz zu halten und zum Objekt von kommunikativer Abschätzung und Planung zu machen.

Der Sprache verdanken wir wesentliche evolutionäre Vorteile und den Großteil der kulturellen Entwicklung des *homo sapiens*. Sie ist – im Verbund mit der Hand, dem Gehirn und den audiovisuellen Leitsinnen – ein Vermögen des Mundraums. Die Komplementarität von orofazialen und manuellem Pol begründet den evolutionären Erfolg dessen, was der Anthropologe André Leroi-Gourhan das „vordere Relationenfeld“ nennt.<sup>3</sup> Evolutionär betrachtet hätte sich die gemeinschaftsstiftende und welterschließende Sprache nicht ohne die physiologische Bildung des Mundraums (und des Gehirns) entwickeln können. Allerdings ist die Physiologie keine hinreichende Bedingung für die Sprachentwicklung und die staunenswerte menschliche Sprachmannigfaltigkeit. Sprache ermöglicht Kultur – und sie ist zugleich ein Produkt eben dieser Kultur im Zusammenspiel mit der Physis des Menschen.

Ähnlich steht es mit der Geschichte der Technik, die wachsende Potenziale von Aneignung, Beherrschung und Meliorisierung immer größerer Areale der Umwelt (und des eigenen Körpers) bereitstellt. Kulturelle Selbstoptimierung begünstigt erfolgreiche Weltaneignung, wie umgekehrt effektive Bemeisterung von Natur mittelbar Ressourcen für die kulturelle Entwicklung freisetzt. Kulturtechniken setzen ein hohes Niveau der zerebralen Entwicklung, eine differenzierte Feinmotorik der Hand und die Fähigkeit zu kommunikativer Kooperation und Arbeitsteilung voraus. Diese Kompetenzen erreichen um 40 000 vor unserer Zeit das Niveau eines autopoietischen, stabilen, aber offenen Entwicklungsprozesses. Die Kulturtechniken wirken auf ihre physiologischen Voraussetzungen zurück; sie verändern nicht nur die Umwelt, sondern, was heute sichtbar wird, auch die Physiologie des Menschen, die nicht mehr nur als ‚naturhaft‘ hingenommen, sondern auch als Herausforderung und Projekt begriffen wird.

Die Verflechtungen von *nature* und *nurture* sind überall zu greifen, etwa bei Sexualität, Fortpflanzung und Geburt, der Epigenetik, beim Habitat, den Bio- und Kulturrhythmen, beim (re)produktiven Verhalten, der Konkurrenz und der Eusozialität, ja selbst beim Klima. Glaubte man im 18. Jahrhundert noch verbreitet an die Formatierung der Kultur durch das Klima, von dem die

<sup>3</sup> André Leroi-Gourhan, *Hand und Wort. Die Evolution von Technik, Sprache und Kunst*, übers. v. Michael Bischoff, Frankfurt a. M. 1980 (zuerst 1964/65).

Gleichgewichte im Dreieck von Nahrungsressourcen, Territorium und Bevölkerungsdichte gerahmt würden, so hat sich unterdessen gezeigt, dass die Menschen Bewohner sämtlicher Klimazonen geworden sind und die Kultur selbst ein Klimafaktor ist. Doch historisch fand eine epochale Drehung der Anpassungsrichtung statt. Kulturen unterliegen nicht nur den Naturbedingungen, sondern auch umgekehrt: Sie passen Naturbedingungen an kulturelle Erfordernisse an und greifen nachhaltig in die Evolution ein.

Dieses Doppelverhältnis beruht auf einer anthropologischen Universalie: Der Mensch ist von Natur aus ein Kulturwesen, oder: Er ist „das noch nicht festgestellte Tier“<sup>4</sup>. Dies heißt bei Nietzsche auch, dass der kultivierte Mensch auch das gefährdete und kranke Tier ist. Was aber ‚Kulturwesen‘ heißen soll, ist in keinem biologischen Programm enthalten, sondern historisch offen. Die Zukunftsoffenheit des Menschen ist diejenige Universalie, auf der die Möglichkeit von Geschichte gründet. Dies ist erst in den letzten zweihundert Jahren bewusst geworden und mündet in folgende Einsicht Max Schelers: „Wir sind in der ungefähr zehntausendjährigen Geschichte das erste Zeitalter, in dem sich der Mensch völlig und restlos problematisch geworden ist: in dem er nicht mehr weiß, was er ist; zugleich aber auch weiß, dass er es nicht weiß.“<sup>5</sup>

Im Folgenden werde ich mit Beispielen eines ‚verrückten‘ Wissens beginnen, um zu zeigen, was an Erzeugnissen der Werbung, des Films oder der Literatur für das Thema der Dentalität zu gewinnen ist. Danach werden in systematischer Absicht die Umriss einer Historischen Anthropologie von Mundraum und Zähnen dargestellt, mündend in klassifikatorischen Diagrammen. Denn für eine struktural-funktionale und historische Anthropologie ist die philosophische Wiedergewinnung der basalen Bedeutung des Mundraums und der Zähne notwendig.

<sup>4</sup> Friedrich Nietzsche, Nachgelassene Fragmente Frühjahr 1884, in: Ders., *Sämtliche Werke*. Kritische Studienausgabe in 15 Bde., hg. v. Giorgio Colli und Mazzino Montinari, Bd. XI, München/Berlin/New York 1999, S. 125; vgl. Helmuth Plessner, Die Frage nach der *Conditio Humana*, in: Ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. VIII, hg. v. Günter Dux u. a., Frankfurt a. M. 1983, S. 136–217 (zuerst 1961).

<sup>5</sup> Max Scheler, Mensch und Geschichte, in: Ders., *Philosophische Weltanschauung*, München 1954, S. 62–88, hier S. 62 (zuerst 1926).



### *Exempla docent* – Stimmen der Kultur

Um 1863 publizierte die amerikanische Pharma-Firma Wolcott eine Werbeanzeige für ihr Mittel *Wolcott's Instant Pain Annihilator*: Mit gequältem Ausdruck hält sich ein Mann mit beiden Händen den Kopf, auf dem diverse, mit Nummern bezeichnete Schmerzteufel ihr Unwesen treiben. Auf den Augenbrauen hat sich der Katarrh-Teufel festgekrallt und dreht einen Spiralbohrer in die Stirnhöhle. Der gekrönte *Demon of Neuralgia* setzt dem Gequälten mit spitzem Dolch zu. Der Kopfschmerz-Teufel schlägt mit mächtiger Keule aufs Haupt, während Assistenzteufel den Schädel erklimmen und eine Standarte aufpflanzen: Der Schmerz herrscht. Der *Demon of Weak Nerves*, wohinter sich die gerade in Mode gekommene Neurasthenie verbirgt, sticht mit einer Lanze in den Kopf, während sein Maul und die ihm assistierende Schlange Pfeile aussenden, die vielleicht auch elektrische Blitze symbolisieren, was dem neuen Elektrizität-Modell der Nerven entspricht. Den Zähnen setzen gleich zwei *Demons of Toothache* zu; mit Dreizack und Spitzhacke fügen sie dem Opfer schreckliche Pein zu. Im Hintergrund dieser Schmerzattacken wartet der grinsende Tod mit Sense auf den Ausgang all der Torturen, bei denen er nur gewinnen kann: Sie sind die Hölle auf Erden (Abb. 3).

Auf der unteren Lithographie hält der Gepeinigte, nun befreit lächelnd, die Flasche mit dem Elixier in den Händen. Sein Haupt ist von einem Nimbus umgeben, von dessen Licht die Rotte der Schmerzteufel in ihr dunkel-wolkiges Reich zurückgetrieben wird. Auf der Flasche lesen wir: „Drive out the Demons“ und „A Speedy & Permanent Cure for Headache, Toothache, Neuralgia, Catarrh and Weak Nerves“.

Schön, wenn die Pharma-Industrie die Patienten mit Mitteln ausstattet, die den Schmerz instanziell zu annihilieren versprechen. Wir sind ins Zeitalter der anästhesierenden Pharmaka eingetreten, die seit 1844, mit dem Einsatz des Lachgases durch den Dentisten Horace Wells, auch in die Zahnmedizin Einzug halten. Man weiß nicht exakt, welche Ingredienzien *Wolcott's Instant Pain Annihilator* enthielt. Aber sicher ist: erhebliche Anteile von Alkohol und Opiaten. Drogen wie Opium, Kokain, Morphinum, Heroin (nach seiner Synthese 1896) wurden bis weit ins 20. Jahrhundert ziemlich bedenkenlos zur Schmerzbekämpfung eingesetzt, selbst bei Kindern, besonders gern während der Dentition, z. B. *Mrs. Winslow's Soothing Syrup for Children Teething* (seit 1849) (Abb. 4)



Abb. 3: *Wolcott's Instant Pain Annihilator*, um 1863, Farblithographie, 47 × 29,8 cm, Washington D. C., Library of Congress.





Abb. 4: *Mrs Winslow's Soothing Syrup*, Farblithographie, Werbeanzeige, hergestellt 1885 von Meyer, Merckell & Ottmann in New York, Bethesda (Maryland), US National Library of Medicine.

Auf Anzeigen wurde mit glücklichen Müttern und glücklichen Kindern in idyllischen Szenerien geworben. Kein Wunder: Der Sirup enthielt nicht nur Alkohol, sondern auch das Opiumderivat Morphinum. Die American Medical Association bezeichnete 1911 den Sirup als „Baby Killer“, der, wenn er nicht tötete, die Kinder süchtig mache. Erst 1906 wurde der Sirup in den USA und Kanada verboten, in England aber noch bis 1930 vertrieben. Auch wurden seit 1885 für Kinder *Cocaine Toothache Drops* vermarktet.

Auf einer anderen Anzeige für *Walcott's Instant Pain Annihilator* steht inmitten eines Bilderkranzes von Schmerz-Darstellungen eine Frau, eine wahre Nike der Medizin (Abb. 5).

Sie allegorisiert den Sieg über den Schmerz, mit einer Flasche *Pain Annihilator* in der Rechten, während sie mit der Linken den wütenden Teufel, ausgestattet mit Folterinstrumenten, in die Ferne weist, bzw. in den flammenden Abgrund der Hölle hinter ihm, wo die übrigen Teufel ihre Opfer peinigen. Hinter der



Abb. 5: *Wolcott's Instant Pain Annihilator*, ca. 1867, Farblithographie, 36,4 × 50,7 cm, Werbeanzeige, Washington D. C., Library of Congress.

Frau öffnet sich eine lieblich-harmonische Landschaft, in der fröhliche Paare unbeschwert von Schmerz tanzen. Im Vordergrund sitzen zwei Männer am Tisch, die sich die Hände reichen und eine Flasche des Schmerzmittels triumphierend emporhalten. Die Ikonologie der Werbeanzeige folgt dem Bildaufbau mittelalterlicher Weltgerichte, bei denen sich durchweg links die Erlösten eines zweiten Paradieses erfreuen, während sich rechts der Flammenschlund der Hölle öffnet. Über allem der friedensverheißende Regenbogen, der die Inschrift „Wolcott's Instant Pain Annihilator“ trägt. Die Botschaft ist klar: Schmerzen sind die Hölle, zu der wir Patienten verdammt wären, wenn nicht die Medizin das Heilmittel bereithielte. Die Pharma-Nike ist eine Erlöserfigur, die den apokalyptischen Kampf gegen die Schmerzteufel ausficht. Medizin tritt die Erbschaft des eschatologischen Heilsprogramms der christlichen Religion an.



Abb. 6: *Your Friends The Teeth*, Filmstill der ersten Einstellung (0:18) aus *Mandible*, Kurzfilm, Regie: Pat Mendelson, USA 2013.

Auf dem Newport Beach Film Festival 2013 wurde der Kurzfilm *Mandible* (Regie: Pat Mendelson) vorgeführt, dem ein älterer pädagogischer Schwarz-Weiß-Film zur Zahnhygiene vorangestellt ist: *Your Friends The Teeth*. Ein Junge wird von einem Zahnarzt untersucht. Ein Lächeln zeigt seine gesunden Zähne – und dem folgen diverse Einstellungen von Situationen, in denen ‚Zähne gezeigt‘ werden – mit „good or bad impressions“. Wie vorteilhaft ist es, wenn makellose Zähne Sympathien stiften und Kommunikation erleichtern! (Abb. 6)

Abrupt wechselt der Film zur Farbe und zeigt, wie sich in einer exquisiten Empfangslounge ein Patient zur zahnärztlichen Behandlung anmeldet. Blitzschnelle Cuts wechseln zwischen der schönen Helferin und Mundinnenraum-Ansichten hin und her. Die Tür öffnet sich und der seriös wirkende Zahnarzt (ausgerechnet: Dr. Cutter) entlässt einen Jungen, zu dem er sich herabbeugt und mit eindringlicher Stimme sagt: „And remember the floss daily! Okay?“ Die Szene wird vom Patienten beobachtet. Beunruhigende flash-Bilder erfüllen das innere Auge des Patienten, als sein Blick auf die prüfenden Augen des Zahnarztes trifft. Im High-Tech-Behandlungszimmer beginnt der Arzt nach kurzem Wortwechsel über den Tod des Zahnarztes, bei dem der Patient zuvor war, mit der Untersuchung mittels einer Mundinnenraumkamera.



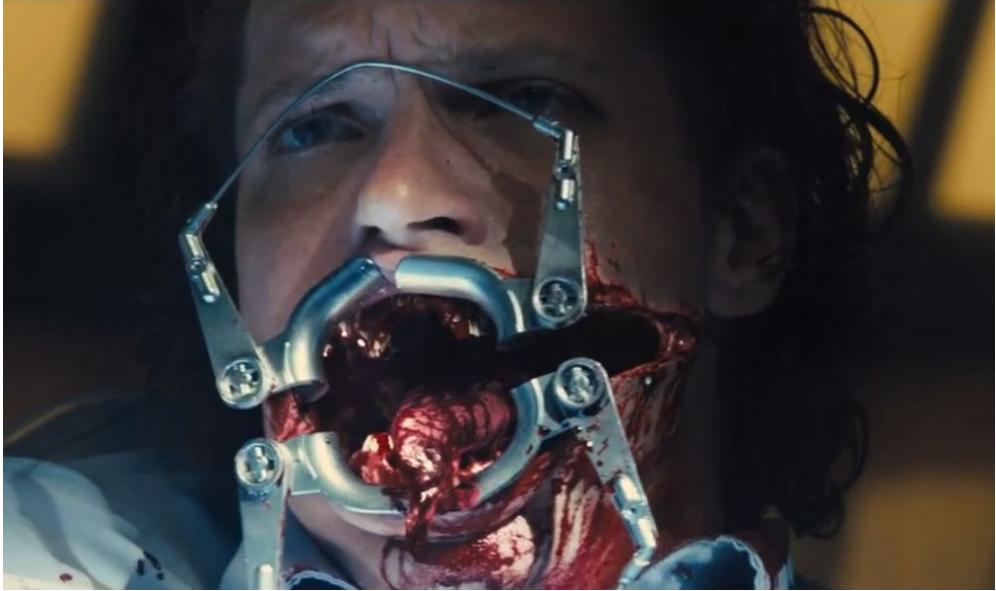


Abb. 7: Filmstill aus *Mandible* (6:25), Kurzfilm, Regie: Pat Mendelson, USA 2013.

Deren auf einem Großbildschirm übertragene Bilder offenbaren Zahnbeläge und angegriffenes Zahnfleisch. Der Arzt fragt nach der Gebrauchsfrequenz der Zahnseide. Nur einmal am Tag, bekennt der Patient – was keineswegs der Wahrheit entspricht. Streng wird er ermahnt und meint, verstanden zu haben, dass Zähne und Zahnfleisch sorgsam zu pflegen sind. Doch nun erst beginnt die Lektion: Der Zahnarzt fragt, was der Patient auf eine einsame Insel mitnehmen würde. Dessen Antworten, „food“ oder „water“, durchbricht der Arzt jeweils mit scharfem „no“: „floss“ wäre die richtige Antwort gewesen. Der Patient versucht, die Situation in einen Scherz aufzulösen, beide lachen, bis das Gesicht des Zahnarztes erstarrt – und eine Szenerie beginnt, welche die Aufmerksamkeit des Patienten auf das fixieren soll, was der Zahnarzt ihm sagt.

Die Jalousien fahren herunter, der Stuhl senkt sich, automatische Stahlringe legen sich um Hand- und Fußgelenke des Patienten. Er bricht in Panik aus und jammert, dass die „mission accomplished“ sein möge. Das berühmte George Bush-Zitat von 2003, das falscher nicht hätte sein können, signalisiert, dass auch hier die Mission keineswegs zu Ende ist. Dem verängstigten Patienten wird ein stählerner Kieferspreizer eingesetzt, was seine Artikulationen fortan verstümmelt und ihn hilflos den Manipulationen des Arztes aussetzt. Denn nun begin-

nen sadistische Operationen im Mundraum, begleitet von Ausführungen zur Zahnseide durch den sanft sprechenden Zahnarzt. Zähne werden ihm mit der Zange rausgebrochen, herausgebohrt und mit einem Stahlhammer ausgeschlagen – bis der Arzt schließlich zum Skalpell greift und dem Patienten lächelnd vom Mundwinkel bis zum Kiefergelenk beidseitig die Wange aufschlitzt: der Mundraum ein einziges blutiges Schlachtfeld (Abb. 7).

Während Opernmusik erklingt, fragt der Arzt, ob der Patient sich geheilt, unterhalten und amüsiert fühle. Dabei schaut er in die Kamera, also uns an, während Filmvorführgeräusche und Bildstörungen daran erinnern: Wir sehen (nur) einen Film! Am Ende mahnt die weiche Stimme eindringlich: „Remember the floss!“

Von derartigen Gore-Filmen gibt es unterdessen Dutzende. In unserem Beispiel wird an die in der Kindheit eingebaute Zahn-Hygiene angeschlossen, die zur Norm des selbstverantwortlichen Patienten gehört. Jede Vernachlässigung kommt bei der Zahnkontrolle an den Tag. Sie setzt nun jene Szenerie in Gang, die zu den tief verwurzelten Traumata der Zahnmedizin gehört. Offenbar haben das Versprechen von Schmerzfreiheit für die Patienten sowie kommunikative Empathie seitens der Ärzte die alten dental-sadistischen Traumata nicht beseitigt. Im Gegenteil, sie finden heute eine gewaltige mediale Verbreitung. Dass der Zahnarzt durch Gore-Filme wie *The Dentist* (1996) und *The Dentist 2* (1998) zum Agenten eines hochtechnisierten Horrors wird, setzt die jahrhundertelangen Erfahrungen mit vagierenden Dentisten und ihren Zahn-Torturen fort.

Die Zahnmedizin ist gewiss kein zufälliger Hintergrund für Gore-Filme oder für Komödien, Cartoons und Witze, welche die andere Seite des Oral-Horrors darstellen. Dabei geht es nicht um die Realität von Behandlungen, sondern um Folter, um Sadoomasochismus und die im Dentalen eingeschlossene Angst. Sie werden durchweg in einem hochmodernen zahnmedizinischen Ambiente inszeniert. Die zahllosen Dental-Cartoons und Komödien lösen diese Angst in Lachen auf. Lachen ist eine Grenzreaktion an eben der Stelle, an der die Person ihre Grenzen aufrechtzuerhalten unvermögend ist. Man gewinnt durch das Lachen Distanz zur eigenen Angst. Schon im harmlosen Comedy-Film *The Dentist* (1932) von W. C. Fields erscheinen sexualisierte, auf den Sadoomasochismus anspielende Szenen (Abb. 8).





Abb. 8: Filmstill aus *The Dentist*, Regie: Leslie Pearce, starring W. C. Fields, USA 1932.

Sie sind in der Ästhetik von Slapstick und Karikatur gestaltet, wie sie schon für die Zahnarzt-Karikaturen des 19. Jahrhunderts charakteristisch waren, etwa bei Honoré Daumier oder noch früher bei satirischen Genre-Malereien über den Zahnreißer. Es ist auffällig, dass seither der sadomasochistische Horror der Zahnarzt-Phantasmen nicht ab-, sondern zugenommen hat, während doch im Zeitalter der Anästhesie die Erfahrungen von Schmerz und Angst im Behandlungszimmer rückläufig zu sein scheinen. Offensichtlich aber gibt es eine Konjunktur sadomasochistischer Dentalphantasmen gleichzeitig mit einer wahren Flut von Dental-Cartoons und Comics.<sup>6</sup> Auf das Horror-Genre reagieren Komödien, etwa mit dem Song *Dentist!* des Popsängers Orin Scrivello (1986) in der Remake-Filmversion des Musicals *Little Shop of Horror* oder in der Comedy-TV-Serie *Mr. Bean*, wo Zahnarzt-Episoden nicht fehlen dürfen (*The Trouble*

<sup>6</sup> Vgl. z. B. <https://www.facebook.com/trustmedentist>.

with *Mr. Bean*, 1992). Auch in der Vampir-Kultur, die um dentale und orale Dynamiken zentriert ist, lässt sich der Mix von Comedy- und Tragedy-Genres beobachten.

Die Annahme liegt nahe, dass die Konjunktur des Dental- und Oral-Horrors nicht einfach die dunkle Real-Geschichte der Zahnmedizin spiegelt, sondern umgekehrt das zahnmedizinische Setting die umlaufenden soziokulturellen Ängste und Phantasmen medial verstärkt.<sup>7</sup> Bei den Phobien und Sadomasochismen rings um die Zahnmedizin handelt es sich um langwellige Tiefenängste der Gesellschaft. Das Behandlungszimmer mit seinem passivierenden Stuhl, mit der totalen Ausleuchtung und technischen Dominanz, ist wie kaum eine andere Situation dazu geeignet, durch wenige Verschiebungen in eine Hölle des Schmerzes verwandelt zu werden. Nichts anderes tun die Gore-Movies im Zahnarzt-Milieu. Die assoziative Brücke von der Zahnmedizin zum Sadomasochismus und seinen Ängsten wie Lüsten ist schnell überschritten. Nicht zufällig wird vom Einrichtungs-Design bis zur Musikbeschallung, von der empathischen Atmosphäre bis zur betonten Wissenschaftlichkeit sehr viel dafür getan, dass der Patient nicht den Eindruck gewinnt, einen Raum der Angst zu betreten, in dem er in hilfloser Lage im Mundraum eine womöglich schmerzende Behandlung über sich ergehen lassen muss. Die modernen Praxis-Milieus strahlen die Botschaft aus: Im Behandlungszimmer erwartet Sie kein ‚Garten der perversen Lüste‘ wie im Musical *Little Shop of Horror* oder in *The Dentist 1 & 2!*

Edgar Allan Poe schrieb 1835 die Horror Short Story *Berenice*.<sup>8</sup> Sie spielt wie keine andere so unheimlich damit, dass Zähne nicht nur Zähne sind, sondern sich zu malignen Fetischen verwandeln können, von unheilvoller symbolischer Kraft. Sie führt zu einer Untat, die Leserin und Leser schaudern lässt. Egæus und Berenice sind Cousin und Cousine und wohnen seit ihrer Kindheit gemeinsam in einem Anwesen bei Arnheim. Berenice war früher von einer „gorgeous yet fantastic beauty“<sup>9</sup>. Doch wird sie von einer multiplen Krankheit heimgesucht, von Epilepsie, Schwermut und progredienter Auszehrung, die einer Anorexie im

<sup>7</sup> Vgl. *The Marathon Man*, Regie: John Schlesinger, 1976.

<sup>8</sup> Der Text von Poe's *Berenice* wird zitiert nach: Edgar Allan Poe, *Berenice*, in: Ders., *The Short Fiction of Edgar Allan Poe. An Annotated Edition*, hg. v. Stuart Levine und Susan Levine, Urbana (Ill.) u. a. 1990, S. 71–76.

<sup>9</sup> Ebd., S. 72.

Endstadium gleichkommt. Der Erzähler Egæus hingegen vergräbt sich in der Bibliothek. Doch seine Aufmerksamkeit wird durch stundenlanges Anstarren von Dingen, Randleisten von Büchern, einem Schatten, einer Tapete, einer Flamme gefesselt. Monoton wiederholt er banale Wörter bis zu ihrer semantischen Ausleerung. Kurz, er leidet unter schwerer Depression und Anomie. Es herrscht eine nahezu totale Identitäts-Diffusion, die jede Handlungsperspektive kollabieren lässt. Noch hat Egæus ein Bewusstsein seines Zustandes, den er als Verlust von „all sense of motion or physical existence in a state of absolute bodily quiescence“<sup>10</sup> beschreibt: eine katatonische Starre, in die er sich einkokoniert hat.

Zum Schutz wovor? Seine Leblosigkeit scheint ihn vor einem womöglichen sexuellen Kontakt zu Berenice zu schützen. Indes, „in a evil moment“, sagt er ihr, die, wie er meint, ihn schon lange geliebt habe, die Heirat zu. Doch eben diese wird von beiden hintertrieben, durch einen Verfall zu erschreckender Magerkeit ihrerseits und, seinerseits, durch eine Verschiebung seines (inzestuösen) Begehrens von ihrer Person – auf ihre Zähne. Berenice schwarze Haare sind bereits zu Gelb verfärbt, ihr Gesicht ist von Schwermut gezeichnet, die Augen „lifeless, and lustreless“<sup>11</sup>. Da fällt sein Blick auf die dünnen und eingeschrumpften Lippen: „They parted: and, in a smile of peculiar meaning, the teeth of the changed Berenice disclosed themselves slowly to my view.“<sup>12</sup> Dies ist der verhängnisvolle *coup de foudre*, bei welchem der Fetisch kreierte wird, „the white and ghastly spectrum of the teeth“<sup>13</sup>:

Not a speck upon their surface – not a shade on their enamel – not a line in their configuration – not an indenture in their edges – but what that period of her smile had sufficed to brand in upon my memory. I saw them *now* even more unequivocally than I beheld them *then*. The teeth! – the teeth! – they were here, and there, and every where, and visibly, and palpably before me, long, narrow, and excessively white, with the pale lips writhing about them, as in the very moment of their first terrible development. Then came the full fury of my *monomania*, and I struggled in vain against its strange and irresistible influence. In the multiplied objects of the external world I had no thoughts but for the teeth.<sup>14</sup>

<sup>10</sup> Ebd.

<sup>11</sup> Ebd., S. 74.

<sup>12</sup> Ebd.

<sup>13</sup> Ebd.

<sup>14</sup> Ebd.

Kann es eine leidenschaftlichere Obsession von Zähnen geben als diese hier? Die Zähne sind eine gespenstische Entität (*spectrum*), die Egæus in ihren Bann schlagen. Die *Monomania* heißt, dass für Egæus die Zähne zur Obsession geworden sind. Er verhält sich zu ihnen wie ein Verliebter zu seinem Objekt. Fetischismus heißt, dass ein Körperteil, hier die Zähne, von der Person losgelöst und zum einzigen Ziel des Begehrens werden. Historisch zum ersten Mal wird hier vom „phantasma of the teeth“ und ihrer fetischistischen Agency gesprochen.

Wenn von der Tänzerin Sallé gesagt wird, dass jeder ihrer Schritte ‚Gefühle‘ (*sentiments*) seien, so sind für den Erzähler die Zähne Berenices ‚Ideen‘ (*que tous ses dents étaient des idées*). „Still the *phantasma* of the teeth maintained its terrible ascendancy“<sup>15</sup> – und diese zwingende Macht führt nun zu dem Verbrechen, das in jedem Gore-Film Platz finden könnte. Eine Dienerin berichtet Egæus, dass Berenice verstorben und alles zur Beerdigung bereitet sei. Und nun folgen vier Absätze, die in fast allen Übersetzungen fehlen. Egæus besucht die scheinbar tote Berenice in ihrem Zimmer, erfüllt vom Geruch des Todes, und schaut voller Schauer auf ihren Körper und ihr zerstörtes Gesicht:

Frozen with unutterable awe I slowly raised my eyes to the countenance of the corpse. There had been a band around the jaws, but, I know not how, it was broken asunder. The livid lips were wreathed into a species of smile, and, through the enveloping gloom, once again there glared upon me in too palpable reality, the white and glistening, and ghastly teeth of Berenice. I sprang convulsively from the bed, and, uttering no word, rushed forth a maniac from that apartment of triple horror, and mystery, and death.<sup>16</sup>

Nach dieser konvulsivischen Paranoia gibt es im Text einen Hiatus, weil Egæus eine Amnesie erleidet. Doch aus den Schlusspassagen ist zu erschließen: Tatsächlich wurde Berenice beerdigt, doch ihr Grab wieder geöffnet – von dem seiner selbst unbewussten Egæus, der mit „some instruments of dental surgery“<sup>17</sup> sämtliche Zähne aus Berenices Mund herausbrach (eine Geschichte, von der Poe im heimatlichen Philadelphia gehört hatte). Zu allem Überfluss war Berenices „body enshrouded, yet still breathing, still palpitating, still *alive!*“<sup>18</sup> Man hatte

<sup>15</sup> Ebd., S. 74 f.

<sup>16</sup> Ebd., S. 101.

<sup>17</sup> Ebd., S. 75.

<sup>18</sup> Ebd.

eine Scheintote begraben. Egæus ahnt, dass er selbst der Täter ist. Was geschehen ist, wird ihm bewusst, als ihm das Etui mit dem zahnärztlichen Besteck aus der Hand fällt und die Instrumente auf den Boden klappern, „intermingled with many white and glistening substances that were scattered to and fro about the floor“<sup>19</sup>: den Zähnen Berenices. So ist Egæus zum Mörder und Grabschänder geworden, um jene Zahn-Fetische in seinen Besitz zu bringen, an die er, statt an die „very identity of her person“<sup>20</sup>, sein Begehren gebunden hat. Was Egæus zuvor wie im klassischen Fetischismus vollzogen hatte, nämlich die semiotische Trennung der Zähne vom Ganzen der Person, wodurch die Zähne zu isolierten Objekten seines perversen Begehrens wurden, – dies hat er nun auf grauenhafte Weise physisch ins Werk gesetzt: Aus dem Körper Berenices bricht er die Zähne heraus, die allein Objekt und Ziel seines Verlangens sind. Berenice ist schon zu Lebzeiten eine Leiche, eine „abstraction“, gleichgültig, leer, ungeliebt – und das ist der tiefere Grund ihrer Auszehrung. Wie im Film *Mandible* die Zahnseide, so sind hier die Zähne das einzige, eben das fetischistische Objekt.

### Anthropologischer Kontext

Kulturen müssen zwei wesentliche Funktionen erfüllen: Erstens benötigen sie stabile *Techniken* zur Bewältigung des *Stoffwechsels mit der Natur*, um Nahrung und Schutz bereitzustellen; zweitens brauchen sie *symbolische Ordnungen*, um individuell wie kollektiv wirksame *sinnhafte Orientierungen* in einem offenen Welt- und Zeithorizont zu schaffen. Geraten diese beiden Kulturleistungen in Krisen, so entstehen Konflikte, Unfriede und Krieg. Hat Kultur in erster Linie Stabilität und Entwicklung von Gesellschaften zu leisten, so ist sie jedoch selbst ein dissoziativer Mechanismus, der Konkurrenzen um knappe materielle Güter sowie um Sinn- und Wissens-Ressourcen erzeugt, Ungleichheit hervorbringt und damit jene Instabilitäten und Krisen verschärft, deren Bewältigung ihre Funktion ist. Als Orientierungssysteme schaffen Kulturen soziale Integration ebenso wie Schismen, Konflikte und Kriege. Immanuel Kant sieht Kultur daher nicht als Effekt von Gemeinschaftlichkeit, sondern als Effekt eines Antagonismus an, als „Früchte der Ungeselligkeit, die durch sich selbst genötigt wird, sich

<sup>19</sup> Ebd., S. 75 f.

<sup>20</sup> Ebd., S. 72.



zu disziplinieren.“<sup>21</sup> „Der Mensch will Eintracht; aber die Natur weiß besser, was für seine Gattung gut ist: sie will Zwietracht.“<sup>22</sup> Kultur ist nicht primär ein Integrations-, sondern ein „Entzweigungsmechanismus“<sup>23</sup>, der durch den Antagonismus aller Glieder einer Gesellschaft entsteht.<sup>24</sup> In diesem Überschneidungsfeld von Gegensätzen begegnen sich nach Kant die bürgerliche Verfassung (d. h. das Feld des Staates und des Rechts) und die Anthropologie in pragmatischer Absicht (die Sphäre der kulturell stilisierten Handlungen).

Durch dauerhafte Stabilitäten sind jedoch eher die steinzeitlichen Stammeskulturen ausgezeichnet als neuzeitliche Hochkulturen. Der Preis dafür war eine kaum mehr vorstellbare Langsamkeit der kulturellen Evolution, deren Tempo seit den ersten Stadtkulturen exponentiell zugenommen hat. In der Altsteinzeit sind die Spuren von Kultur noch immer so rar, dass wir nur vorsichtige Annahmen über historische Entwicklungen treffen können.<sup>25</sup> Besser steht es um die meso- und neolithischen Stammeskulturen. Die Rekonstruktion von Begräbnisstätten von Menschen und kultischen Tieren, die Spuren von Siedlungen und Feuergebrauch, die Vielzahl von Gerätschaften, die eine hohe Perfektion erlangen und ornamentiert sind, Jagd-, Sammel- und Ernährungstechniken, die Höhlenmalereien: Sie alle erlauben valide Hypothesen über die kulturellen Grundmuster der Stammesgesellschaften von 40 000 bis 10 000 v. Chr. Wenn schon für diese frühen Phasen von technomorpher Kultur gesprochen werden muss, so heißt dies, dass die Techniken und Instrumente nicht essenziell geschieden sind von normativen Regelungen, sozialen Praktiken und Ordnungen, Tauschstrukturen und Wissen. Ein Werkzeug kann magisch, eine Norm geheiligt sein, das soziale Tauschmodell kann aus Opfer-Praktiken heraus entstehen und Wissen rituell gebunden sein.

<sup>21</sup> Immanuel Kant, Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht, in: Ders., *Werkausgabe*, hg. v. Wilhelm Weischedel, Bd. XI, Frankfurt a. M. 1977, S. 31–50, hier S. 40 (zuerst 1784).

<sup>22</sup> Ebd., S. 38 f.

<sup>23</sup> Klaus Eder, Das Paradox der „Kultur“. Jenseits einer Konsensustheorie der Kultur, in: *Paragana* 3 (1994), H.1, S. 148–173, hier S. 166.

<sup>24</sup> Kant, Geschichte (wie Anm. 21), S. 39.

<sup>25</sup> Hermann Parzinger, *Die Kinder des Prometheus. Eine Geschichte der Menschheit vor der Erfindung der Schrift*, München 2014.

Kultur ist die gemeinschaftliche Einrichtung, durch welche lebensdienliche Antworten generiert werden für Lagen der Unsicherheit und Angst, des Ungewissen und des Mangels, der Schwäche und des Todes, aber auch des kollektiven und chronotopischen Zusammenhangs von Gemeinschaften, die ihrer Kohärenz und ihrer Grenzen nie sicher sein können. Das hängt mit anthropologischen Gegebenheiten zusammen. Menschen weisen keine sichere Einbettung in Instinkte und Umwelten auf, stattdessen eine exzentrische Positionalität, einen offenen Welthorizont, Antriebsüberschuss und ungewisse Zukünftigkeit.<sup>26</sup> Vom jagenden Großtier her gesehen ist der nackte, instinktunsichere *homo erectus* mit vielen ‚Organmängeln‘ versehen, die indes für die Entwicklung von Intelligenz und Sprache, von feinmotorischem ‚Handeln‘, zweckgerichteter Handlungsführung und kooperativer Kommunikation funktional sind. Darüber sind sich Anthropologen einig.<sup>27</sup> Seine Natur nötigt den Menschen zu einer kulturellen Evolution, die ihn eben diese Natur überschreiten lässt. Dazu braucht er technische Fertigkeiten, symbolische Systeme und Institutionen, die in der Natur vorbildlos sind. In diesem Sinn ist der Mensch ein transgressives Lebewesen. Dies heißt zwar nicht, dass Kultur sich aus der Evolution verabschieden könnte, aber doch, dass die Menschen die Bedingungen ihrer Reproduktion selbst erzeugen: das ist der Motor der kulturellen Evolution.

Dies setzt den epochalen Übergang vom *tool using* zum *tool making* voraus. Instrumente, als verkörperte und zugleich virtuelle Handlungsvollzüge, wirken indes auf den Körper zurück: À la longue erwachsen aus den Instrumenten die technischen Disziplinen des Körpers, der selbst instrumentell eingesetzt wird –

<sup>26</sup> Max Scheler, *Mensch und Geschichte*, in: Ders., *Philosophische Weltanschauung*, München 1954, S. 62–88 (zuerst 1926); Max Scheler, *Schriften zur Anthropologie*, Stuttgart 1994; Helmuth Plessner, *Die Stufen des Organischen und der Mensch*, Berlin/New York <sup>3</sup>1975 (zuerst 1928); Plessner, *Conditio humana* (wie Anm. 4); Arnold Gehlen, *Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt*, Textkritische Edition, hg. v. Karl-Siegbert Rehberg, Frankfurt a. M. 1993 (zuerst 1940).

<sup>27</sup> Marvin Harris, *The Rise of anthropological Theory. A History of Theories of Culture*, New York 1968; Marvin Harris, *Kulturanthropologie. Ein Lehrbuch*, Frankfurt a. M./New York 1989; Marvin Harris, *Menschen: wie wir wurden, was wir sind*, Stuttgart <sup>2</sup>1991; Claude Calame/Mondher Kilani, *La fabrication de l'humain dans les cultures et en anthropologie*, Lausanne 1999; Hans-Georg Gadamer/Paul Vogler (Hg.), *Neue Anthropologie*, 7 Bde., Stuttgart 1972–75; Friedhelm Decher/Jochem Hennigfeld (Hg.), *Philosophische Anthropologie im 19. Jahrhundert*, Würzburg 1992.

das ist der Ursprung der Handwerke. Technik wächst zunächst als eine Art Organprojektion aus dem Körper heraus<sup>28</sup> oder wird von ihm „ausgeschwitzt“<sup>29</sup>. Doch umgekehrt wird der Körper auch durch die externalisierten Techniken neu modelliert.

Nüsse, Früchte, Wurzeln konnten gesammelt, bearbeitet, aber auch beverrätet werden. So wurde der Grund für eine wichtige Kulturtechnik gelegt, den Speicher, der in all seinen Nachfolgeformen von überragender Bedeutung ist. Das Feuer ist schon für Steinzeitkulturen sowohl ein soziales Zentrum wie auch der Ausgang für viele Techniken der Jagd, der Verteidigung, der Nahrungszubereitung, der Konservierung, der Härtung, der Rodung, des Signalements etc., später auch für Keramik, Metallurgie, Ziegelbrennerei. Anders als Geräte ist das Feuer das erste technische Medium und ermöglicht eine multiple Metatechnik – Jahrtausende, bevor man die Erde (für Landbau, Montankunst) oder das Wasser und die Luft (für Schifffahrt, Mühlen) als natürliche Medien technischer Operationen entdeckte.

In vier Jahrmillionen bildete sich die *evolutionäre* Natur des Menschen. Im Pleistozän entstanden sowohl das technologische wie das symbolisch-kommunikative Dispositiv, die beide in der Natur nicht vorfindlich sind. Sie wurden kulturell gebildet und avancierten zum historischen Apriori jedweder Kultur. Physiologisch gesehen wurde schon in der Antike die Entwicklung zum aufrechten Gang als basal angesehen.<sup>30</sup> Moderne Anthropologen bestätigen dies, wenn sie von der Komplementarität a) der kumulativen Entwicklung von Hirnstrukturen, b) der Anpassung von Körperstrukturen an die Lebensbedingungen der frühen Jäger und Sammler sowie c) der Verfeinerung der Interaktion von Hirn- und Körperstrukturen durch das Nervensystem sprechen. Fortbewegungs- und Greiforgane wurden entkoppelt und Mund und Hand funktional ausdifferenziert. Mit der Entriegelung und Steilstellung des Gesichtsfeldes durch Aufrichtung der Wirbelsäule und Hochverlagerung des Kopfes, durch Entlastung des Hinterkopfes und Freisetzung der Stirn, wurde eine stetige Zunahme des Hirnvolumens möglich. Der Zahnraum wurde räumlich zurückverlegt und den veränderten Nahrungsgewohnheiten angepasst. Durch das

<sup>28</sup> Ernst Kapp, *Grundlinien einer Philosophie der Technik*, Braunschweig 1877.

<sup>29</sup> Leroi-Gourhan, *Hand* (wie Anm. 3).

<sup>30</sup> Platon, *Timaios* 90a; Xenophanes, *Memorabilia* 1,4,11; Cicero, *De natura deorum* II,140; Laktanz, *De ira dei* 14,1–3.

orofaziale Relationenfeld entstand jene Frontalität, die für den Menschen und seine richtungsräumliche Orientierung charakteristisch ist. Die Befreiung der Vorderhände von Aufgaben der Lokomotion, die Bildung des opponierbaren Daumens, die Zunahme der Sensibilität der Hand waren Voraussetzungen für die Entstehung des technologischen Feldes. Die Entlastung des Gebissraumes von Funktionen wie Fang, Verteidigung und Nahrungszurichtung bildet die Grundlage für die relativ späte Sprachentwicklung. Das Steuerungsorgan Gehirn zeigt eine überproportionale Zunahme der Areale, die für die Handmotorik, Gesicht und Sprache zuständig sind. Die neurophysiologische Kontiguität dieser Areale zeigt die dichte Vernetzung des manuellen mit dem lingual-fazialen Feld.

„Über die ganze Evolution seit den Reptilien erscheint der Mensch als Erbe jener Lebewesen, die einer anatomischen Spezialisierung entgangen sind“<sup>31</sup>. Hohe Spezialisierung bedeutet biologische Determination, welche die Entwicklung von Organen und Hirn blockiert. Der Erfolg des Menschen hat in der Nicht-Spezialisierung seiner Leitorgane (Auge, Ohr, Mundraum, Hand) und vor allem seines Gehirns seine Voraussetzungen. Charakteristisch ist der multifunktionale Einsatz der Leitorgane, von denen der Mundraum die meisten lebensdienlichen Vermögen beherbergt (s. u.). Die Vernetzung von Gehirn, Hand (Werkzeug) und Sprache konstituiert zwei komplementäre Dispositive: das sprachlich-symbolische und das technologische Feld. Beide tragen die Entstehung der Kultur; und beide sind in der evolutionären Physis des Menschen fundiert. Sprache und Technik sind vorbereitet in der biologischen Evolution. Aber sie sind Medien einer neuen Entwicklung, die gerade nicht die biologische Richtung einschlägt, sondern auf die Befreiung des Menschen von seinem zoologischen Rahmen zielt – „in einer völlig neuen Organisation, bei der die Gesellschaft fortschreitend an die Stelle des phyletischen Stroms tritt.“<sup>32</sup>

Die Einsatzpunkte des Werkzeugs (materielle Kultur) und der Sprache (symbolische Kultur) lassen darauf schließen, dass die von biologischen Rhythmen beherrschte *Evolution* durch eine *Geschichte* erweitert wird, die von sprachlich-sozialen und technischen Innovationen angetrieben ist. Körperliche und sprachliche Kommunikation kooperieren von früh an im Aufbau eines mythogramatischen Gedächtnisses und einer religiösen Kultur. Die biologische Wurzel

<sup>31</sup> Leroi-Gourhan, Hand (wie Anm. 3), S. 155.

<sup>32</sup> Ebd., S. 152.

davon ist, dass die menschliche Spezies mehr als jede andere auf Lernprozesse angewiesen ist. Menschliche Kulturen müssen sich Traditionen, d. h. memoriale Techniken und Transfers schaffen, um Wissen, Werte und Orientierungen zu erhalten, zu kumulieren und zu diffundieren. Dies bedeutet es für Menschen, historische Lebewesen zu sein. Die erste Form, sich eine Geschichte zu geben, sind die mythischen Narrative, die das Woher, das Warum und das Wohin einer Gemeinschaft in der Tiefe der Zeit verankern.

Hubert Markl resümiert, dass „der Mensch gerade in seiner kulturfähigen Besonderheit ein [...] Ergebnis eines genetischen Evolutionsprozesses ist, in dem die ‚Macht der Gene‘ gerade dadurch zum Ausdruck gekommen ist, dass die Entwicklung seiner Eigenschaften eben *nicht* durch genetischen Anlagenzwang vorprogrammiert, sondern für die aktive Selbstgestaltung durch Erfahrung und Lernen im Sozialverband und geleitet durch eigene Überlegungen und Einsichten weit geöffnet worden ist.“<sup>33</sup> Die Entwicklung von Kultur stellt eben die Form dar, durch die der Mensch seine evolutionäre Gestalt realisiert und sich innerhalb der Grenzen der Naturgeschichte positioniert; aber ebenso innerhalb der Grenzen jener Vernunft, welche die Natur vergegenständlicht, zum Gegenstand kommunikativer Aushandlungen macht und in einzelnen Segmenten technisch zu modellieren versteht: Das sind die Dimensionen der Humangeschichte.

Das Moment der Selbstdistanzierung zum Zweck kultureller Autonomie, der *test drive* menschlicher Existenz gehören zum Risiko des Menschseins, das Anthropologen als offenen Horizont oder Exzentrizität bezeichnen. Nicht allerdings, wie Arnold Gehlen es tut, ist von Mangelausstattung des Menschen zu reden.<sup>34</sup> Diese These geht auf das 18. Jahrhundert zurück, insbesondere auf Johann Gottfried Herder. Dieser hatte in der *Abhandlung über den Ursprung der Sprache* (1772) ein drastisches Bild dieses Mängelwesens gezeichnet, das bei seiner Geburt den instinktsicheren Tieren hoffnungslos unterlegen sei:

[...] bloß unter Tiere gestellt, ists also das verwaiseste Kind der Natur. Nackt und bloß, schwach und dürftig, schüchtern und unbewaffnet; und was die Summe seines Elendes ausmacht, aller Leiterinnen des Lebens beraubt. – Mit einer so zerstreuten, geschwächten Sinnlichkeit, mit so

<sup>33</sup> Hubert Markl, Homo sapiens. Zur fortwirkenden Naturgeschichte des Menschen, in: *Merkur* 7 (1998), S. 564–581, hier S. 569.

<sup>34</sup> Eger Pöhlmann, Der Mensch – das Mängelwesen? Zum Nachwirken antiker Anthropologie bei Arnold Gehlen, in: *Archiv für Kulturgeschichte* 52 (1970), S. 297–312.



unbestimmten, schlafenden Fähigkeiten, mit so geteilten und ermatteten Trieben geboren, offenbar auf tausend Bedürfnisse verwiesen, zu einem großen Kreise bestimmt – und doch so verwaiset und verlassen, daß es selbst nicht mit einer Sprache begabt ist, seine Mängel zu äußern.<sup>35</sup>

Daraus leitet Herder, ähnlich wie auch Aristoteles, jedoch Argumente für den Vorzug des Humanen ab: „[A]us der Mitte dieser Mängel“ erwachse der „Keim zum Ersatze“. Eben weil der Mensch unfertiger als die Tiere auf die Welt komme, biete sich ihm die Chance, dem Naturzwang zu entgehen. Später wird von Entwicklungspsychologen das „extrauterine Frühjahr“ eingesetzt: Dass der Mensch gleichsam ‚zu früh‘ geboren wird, ermöglicht die Einwirkung der Kultur schon auf das Infans. Die ausgedehnte Kindheit und Jugend führen zu langen Lernzeiten, mit dem Effekt, dass sogar viele biologische Fähigkeiten erst in Symbiose mit kulturellen Milieus ausgebildet werden. Auch Herder argumentiert mit der Chance auf lange Bildung. Eben weil seine Sinne denen der Tiere nachstünden, taugten sie als „allgemeinere Sinne der Welt“ und gewannen den „Vorzug der Freiheit“. Sein Mangel an Spezialisierung befähige den Menschen, einen nicht dem Grad, sondern der Art nach gänzlich anderen Entwicklungsweg zu nehmen als das Tier: „Nicht mehr unfehlbare Maschine in den Händen der Natur, wird er sich selbst Zweck und Ziel der Bearbeitung“<sup>36</sup>. Aus dieser physiologischen Bildungsgeschichte geht die Kultur hervor. Aus der Armut der Ausstattung wird ein Reichtum an kulturellen Möglichkeiten generiert.

Mit dem Tierphysiologen Gerhard Neuweiler kann für das Gewicht, das der menschlichen Kultur für die Entwicklung der Biosphäre der Erde historisch zugewachsen ist, resümiert werden, „dass der Mensch das Bild der Erde bestimmt und die natürliche Evolution nur noch in abhängiger Position daran beteiligt ist.“<sup>37</sup> Dies ist der Grund, warum heute erwogen wird, eine neue geologische Epoche einzuführen: das Anthropozän. Danach hat der Mensch den Doppelstatus inne, dass er zwar Produkt der Evolution ist, doch aufgrund der Bestimmungskraft der Kultur zugleich auch das verantwortliche Subjekt der künftigen Entwicklung seiner selbst wie der Biosphäre der Erde darstellt. Diese Reichweite kultureller Zuständigkeit ist eigenartig kombiniert mit der seman-

<sup>35</sup> Johann Gottfried Herder, Abhandlung über den Ursprung der Sprache, in: Ders., *Werke in 10 Bänden*, Bd. 1, hg. v. Ulrich Gaier, Frankfurt a. M. 1985, S. 695–811 (zuerst 1772), hier S. 715.

<sup>36</sup> Ebd., S. 717.

<sup>37</sup> Gerhard Neuweiler, *Und wir sind es doch – die Krone der Evolution*, Berlin 2008, S. 223.

tischen Leere der damit einhergehenden Verantwortung. Weder in der Natur, noch in sich selbst, findet der Mensch ontologische Maßstäbe, wie er zu sein hat und wie seine Umwelt zu gestalten sei. Diese „bestimmte Unbestimmtheit“ (Plessner) bedeutet, dass der Mensch als entwicklungs-offenes Lebewesen nicht mehr unter einem göttlichen oder natürlichen Gesetz, auch nicht unter einem ethischen kategorischen Imperativ, sondern unter dem „kategorischen Konjunktiv“ steht,<sup>38</sup> einer riskanten „Selbstentsicherung“<sup>39</sup>. Diese Zukunftsoffenheit ist ein Effekt der Kulturgeschichte selbst, welche die Macht natürlicher Determinationen schrumpfen und den kulturellen Gestaltungsfreiraum wachsen ließ. Im Vergleich zur Evolutionsbiologie, welche die Basis und der Rahmen allen Lebens bleibt, begründet dies eine eigene, fragile und risikoreiche Matrix, die wir ‚Kulturgeschichte‘ nennen.

### Anthropologie des Mundraums

Wir fassen diese anthropologischen Überlegungen mit Blick auf den Mundraum und das orofaziale System zusammen.<sup>40</sup> Wir unterscheiden dabei drei, jeweils polar organisierte Dimensionen des Mundraums: die metabolistische Achse (Atmen und Essen), die kommunikative Achse (Sprache und Mimik) sowie die triebdynamische Achse (orale Libido und Aggression).

Über den Mund-/Nasenraum werden die beiden entscheidenden Achsen des Metabolismus initialisiert: Atmen und Essen; sie ermöglichen die physische Selbstreproduktion. Doch wir *saugen, lutschen, küssen, züngeln, beißen* auch im triebdynamischen Feld der oralen Libido; und wir *packen mit den Zähnen zu, zermalmen, verschlingen, vernichten, (zer)knirschen* und folgen damit der Triebdynamik oraler Aggressivität. Diese Dualität der frühesten und lebenslangen Triebdynamik ist, um einen Terminus von Sigmund Freud aufzunehmen, in „Anlehnung“ an die Dynamiken der Nutrition und des Atmens strukturiert.

Atmend folgen wir im ruhigen Rhythmus dem Ein und Aus, der Diastole und Systole, wie es Goethe nennt. Heute spricht man eher von Systole und Diastole des Herzens. Doch beides, Atem und Herzschlag, sind unvermeidbare,

<sup>38</sup> Plessner, *Conditio humana* (wie Anm. 4), S. 338.

<sup>39</sup> Ebd., S. 46.

<sup>40</sup> Vgl. Hartmut Böhme/Beate Slominski (Hg.), *Das Orale. Die Mundhöhle in Kulturgeschichte und Zahnmedizin*, München 2013.

lebenserhaltende, darum basale Prozesse. Sie sind weniger ein Tun als ein unwillkürliches Geschehen, auch wenn man auf sie pharmakologisch oder therapeutisch Einfluss nehmen kann. Doch erfahren wir schnell, dass dem Versuch, den Atem oder das Herz über Intentionen zu steuern, enge Grenzen gesetzt sind. Immerhin lernen wir den fließenden Rhythmus des Atmens kennen und spüren das stetige Ineinander-Übergehen von Engung und Weitung. Damit wird der Grundrhythmus aller leiblichen Gefühle erschlossen, die sich in Anlehnung an den Atem und den Herzschlag postnatal erst entwickeln müssen.

Doch wir atmen nicht nur ruhig, sondern – je nachdem – wir *hecheln, schnaufen, schnauben, keuchen, hyperventilieren, sind außer Atem, in Atemnot, ringen um Atem*, empfinden Angst in *erstickender Enge* oder Freiheit schenkende *Weitung* in der Frische der Luft. Im Atmen leben wir, Luft ist unser erstes Lebensmittel. Dies ist in der mythologischen Fassung der Bibel gut erfasst, wenn der aus Erde skulpturierte Adam erst durch das Einblasen des Odems (*ruach, pneuma, spiritus*; Gen 2,7) zu Leben kommt. Odem ist Lebenshauch. Atem ist Animation – darum die beglückende Erfahrung, wenn das Neugeborene den ersten Atemzug schöpft und dann schreit: Stimme haben heißt, lebendig sein, im Atem seinen ersten Ausdruck finden.

Nach der Geburt, oft noch vor dem ersten Saugen der Brust, streicht die Zunge über die Lippen und das Händchen fährt unkoordiniert an den Mund; am Daumen gelutscht wird schon lange vor der Geburt. Diese oralen Eigenreizungen werden eingebettet in die ersten Geschehnisse der Nutrition, die in der Regel über die Mund-Brust-Koppelung von Mutter und Säugling abläuft. Ernährung und damit Lebenserhalt erfolgt also über eine Konfiguration, in der es eine Trennung von Subjekt und Objekt und erst recht von Aktiv und Passiv nicht gibt. Der Saugreflex ist gewiss die erste Quelle von Aktivität, ohne doch als objektbezogenes Handeln erlebt zu werden. Jedenfalls betonen Säuglingsforscher, dass im Strömen der Milch der Säugling sich eins mit der Brust fühle. Dies ist der Ursprung der auf Freud so befremdlich wirkenden „ozeanischen Gefühle“<sup>41</sup>. Die Brust ist ein Selbst-Objekt; aber weder Selbst noch Objekt sind schon getrennt. Doch im *Saugen, Schmecken, Schlucken* wie im *Rülpsen, Würgen, Sich-Übergeben* wird im Transferraum des Mundes die sensorische Spur gelegt für die Doppelmatrix: ‚von Außen nach Innen‘ und ‚von Innen nach

<sup>41</sup> Sigmund Freud, Das Unbehagen in der Kultur, in: Ders., *Studienausgabe*, Bd. IX, Frankfurt a. M. <sup>5</sup>1989, S. 193–270, hier S. 197–205 (zuerst 1930).

Außen'. Diese Vorstufen für Prozesse der Interiorisierung (Inkorporation) und Exteriorisierung (Verkörperung) finden sich, weniger kathektisch besetzt, auch im Atmen.

Nach der Zahnung, einem oralen Epochenwechsel ersten Ranges, treten die Aktivitäten des *Packens mit den Zähnen, des Zerbeißen, Zermalmens, Zerkleinerens* der Nahrung hinzu. Damit ist die Basis gelegt, Leisten für die Ausbildung der oralen Aggression, die auf das Zerstückeln und Vernichten des Objekts zielt. Von nun an sind Aktivität und Passivität sowohl getrennt als auch miteinander verflochten. Das kleine Kind spürt die aktive Energie, die in seinen aggressionsfähigen Zähnen sitzt: eine mächtige Kraft unserer selbst. Schon beim Kauen, Wälzen und Einspeicheln des Essens wird die aktive Arbeit der Zerkleinerung und Vorverdauung geleistet; aber zugleich wird passiv gespürt, gefühlt, gerochen und geschmeckt. Mit der oralen Libido und den ihr angeschlossenen *flow*-Erlebnissen narzisstischer Lust einerseits sowie andererseits mit der oralen Aggression und den ihr angeschlossenen Energien zur Destruktion des Anderen haben wir die *duale Triebdynamik*, die alle späteren Stufen der Triebentwicklung prägt.

Die Nutrition ist mit zwei weiteren sensorischen Leistungen des Mund-Nasenraums verbunden, nämlich dem Riechen und dem Schmecken, abgesehen davon, dass im Kontakt mit der Mutterbrust und der Milch bzw. dem Nahrungsbrei immer taktile Sensationen mitspielen. *Gustus, Olfactus* und *Tactus* operieren von vornherein im Verbund. Und sie sind bipolar strukturiert, zwischen den Polen der lustvollen und widrigen Reize gefächert. Hier bilden sich die Vorstufen der Urteilkraft der Sinne sowie die Vorstufen zu einer Reihe wichtiger Gefühle, welche unsere Einstellung zu Objekten bestimmen. Wie schon die positiven oder negativen Gestimmtheiten von *Gustus, Olfactus* und *Tactus* sind auch die Gefühle von Lust, Genuss, Freude, Gier, Ekel, vomitiver Abwehr keine intentionalen Handlungen, sondern *pathêmata*, Widerfahrnisse unseres Weltbezugs. Auf der Grundlage der kooperierenden Sinne *Gustus, Olfactus* und *Tactus* baut sich die Mannigfaltigkeit des *mundus sensibilis* auf, der immer auch kulturell geprägt ist. Auf dieser Grundlage bilden wir die Befindlichkeit und Gestimmtheit unseres Daseins und die Ästhetik unseres Weltverhältnisses – also das Reich der Gastrosophie, die Welt der Düfte und Essenzen und schließlich die Welt der Stoffe, mit denen wir in schmeichelnde oder abstoßende Berührung geraten.

In der Tradition der idealistischen Anthropologie, die den Menschen vom Geist her entwarf, wurden von den Sinnen nur Auge und Ohr aufgrund ihrer engeren Bindung an den Logos hochbewertet, während *Gustus, Olfactus* und

*Tactus* als die niederen Sinne galten. Damit rückte auch der Mundraum weit aus der philosophischen Aufmerksamkeit. Das ‚Edelste‘, was der Mund entließ, die Stimme (die Oral-Sprache), erfuhr allenfalls wegen ihrer Benachbarung zum Logos einige Achtung und wurde durch den Übergang zur Schrift abgewertet. Die Logoshaftigkeit der Stimme wurde indes keineswegs als Leistung des Mundraums gewürdigt, sondern sie wurde dem Logos direkt zugeschlagen, der die Gliederung der strömenden Atemluft in bedeutungstragende Phoneme allein leiste. Immerhin aber behielt das Phonetische auf diesem Wege einige Wertschätzung, die indes keineswegs, wie der Philosoph Jacques Derrida annahm, einen abendländischen Phonozentrismus zu begründen kräftig genug war.

Unsere These ist dagegen, dass die *zweite, nämlich soziokulturelle Geburt des Menschen* im und durch den Mundraum erfolgt. Die erste Geburt wird durch die Trennung vom Mutterleib realisiert. Von der zweiten Geburt wird in dem Sinn gesprochen, dass durch den Erwerb kommunikativer Kompetenzen der werdende Mensch als interaktives Lebewesen in Gemeinschaften sich behaupten lernen und Anerkennung finden muss, um überhaupt ein Subjekt zu sein. Der Ausgang dieses Prozesses wird in die Individuations-Phase gesetzt, in der das Kleinkind beginnt, sich aus der Symbiose mit der Mutter zu lösen. In der Regel ist dies koevolutiv mit der Zunahme motorischer und manueller Fähigkeiten, mit der Ausdifferenzierung der oralen Triebdynamik, ferner mit erweiterten Sinnes- und Kognitionsleistungen sowie vor allem mit dem Spracherwerb verbunden. Entscheidend ist die Fähigkeit zur Innen-/Außen-Gliederung der Welt, die Grenzbehauptung zwischen der Ich-Sphäre und dem Objekt-Universum. Viele dieser, das Subjekt konstituierenden Leistungen finden ihre Herkunft im Mundraum. Darum sprechen wir von der ‚zweiten Geburt‘.

Der menschliche Mundraum ist ein über Jahrtausende entwickeltes biomechanisches, einzigartig polyfunktionales Organ-Ensemble. Seine Höhlung öffnet sich über Lippen und Mund in die Außenwelt und über den Schlund in die Innenwelt des Körpers. Dieser bi-direktionale Transitraum ist für unser Weltverhältnis basal: Sowohl für Prozesse der Einkörperung und Verinnerlichung als auch für die der Entäußerung und Verkörperung durch Mimik und Sprache ist hier der Grund gelegt. Der Mundraum bildet mithin die Kontaktgrenze von Körperinnenwelt und objekthafter Außenwelt. Mund, Zunge, Zähne, Kiefer und Mundhöhle besorgen das erste Kapitel der Nutrition, die in der Ausscheidung endet. Weltstoffe müssen regelmäßig durch den Mund ins Innere vereinahmt werden, auf dass wir weiterleben können. Damit beginnt der Vorgang



der Verinnerlichung, durch die das Fremde, sofern es ‚mundet‘, in Eigenes verwandelt und, sofern es fremd bleibt, wieder ausgeschieden wird. Der Mundraum ist der Zensor, der das Urteil darüber fällt, was man ‚bei sich behält‘ oder ‚ausstößt‘ – eine Dividierung, die der Verdauungskanal noch einmal vornimmt. Die Scheidung in ‚gute‘ und ‚böse‘ Objekte wird in der Nutrition vorbereitet. Hier, so darf man zuspitzen, beginnt die Politik der Inklusion und Exklusion.

Für den Säugling, in seinem auf die Oralität konzentrierten Lebenswillen, ist der Mund das erste Welterschließungsorgan. Die Nahrung wie auch die Dinge werden im Mund getestet. Das kleine Kind folgt noch ganz dem archaischen Antrieb, alles in den Mund zu nehmen, um so die Dinge mit Mund und Hand zu erkunden. Alles will belutscht, geschmeckt, beleckt, besaugt werden – eine fast noch symbiotische Enklave. Übergangsobjekte nehmen, nach Donald Winnicott, eine Brückenfunktion für die Überschreitung der Symbiose ein.<sup>42</sup> Der Mundraum ist nicht nur die Vorkammer der Verdauung, sondern auch der Versuchsraum des Schmeckens und Kostens, der Lustraum gastrosophischer und sexueller Genüsse. Ferner ist die Mundhöhle, zusammen mit dem Stimmapparat, der Produktionsraum einer eigenen akustischen Welt des Schmatzens, Malmens, Schnalzens, Stöhnens, Knirschens, Knurrens, Jauchzens, Schreiens usw. Diese expressiven Laute oder Lautfolgen sind überwiegend unwillkürlich, entweder beiher spielende Geräusche (das Schmatzen) oder starke Gefühls-eruptionen, die überwältigend nicht nur von der Stimme, sondern vom ganzen Körper Besitz ergreifen (das Jauchzen).

Diese Gefühlslaute des Mundes sind vielen Menschen peinlich. Sie gelten, wegen ihres ungezügelter Charakters, als Verstoß gegen die Etikette. Man hat seine stimmlichen Expressionen zu kultivieren und zu steuern. Hingegen dürfen Torschützen oder Medaillengewinner im Moment ihres Triumphes in aller Öffentlichkeit hemmungslos jauchzen. Das wäre nach einem Vortrag deplatziert. Hier werden die logosförmigen Sprechakte bevorzugt, die, auch wenn sie eine performative Qualität haben, doch stets die distanznehmende Vergegenständlichung von Affekten, Leibregungen oder Genüssen anzeigen. Man bemerkt, dass in unserer Kultur solche Akte, die einem widerfahren und darum eher dem Passiven zuzuordnen sind, stärker reglementiert werden müssen als etwa die geordnete, stimmlich gemäßigte Rede, die von vornherein ein selbstbeherrschtes

<sup>42</sup> Donald W. Winnicott, *Transitional Objects and Transitional Phenomena*, in: *International Journal of Psycho-Analysis* 33 (1953), S. 88–97.

Subjekt zu erkennen gibt. Im Grenzfall ist der Verzicht auf den Laut der Stimme, also das Schließen des Mundes und das Schweigen der Rede, nicht etwa ein Ausdruck der Passivität (wie beim überwältigten Sprachlos-Werden), sondern die Signatur einer besonderen Selbstbeherrschung, die das lose Mundwerk zu kontrollieren und die Rede zu zügeln vermag.

Damit haben wir die großartigste Fähigkeit des Mundraums schon berührt, nämlich sein Vermögen, gegliederte und semantisch gehaltvolle Laute hervorzubringen, die von Partnern verstanden werden. Mit dieser kommunikativen Leistung ist der Mundraum die Quelle eines evolutionsgeschichtlichen Sprungs, auch wenn dieser sich über Jahrhunderttausende hinzieht. Er bringt das Universum der menschlichen Sprache mitsamt ihrem medialen Träger, der Stimme, hervor. Damit wird zugleich die Welt der Musik eröffnet. Kein Zweifel: Der Mundraum, der zwischen Lebensvorgängen des Essens und Atmens und semantisch differenzierten Phonemen mühelos hin- und herwechselt, verrichtet eine unschätzbare Arbeit an der Kultivierung des Menschen. Ohne weiteres bewältigt er so entgegengesetzte Modi wie die des Einverleibens von Stoffen und der extrovertierenden Verkörperung von Bedeutungen. Im Kontakt des Mundes mit Fremdoobjekten bilden sich die Polaritäten von *abstoßend und anziehend*, von *lustvoll und eklig*, also die Grunddynamiken des ästhetischen Urteils. Lange bevor das Menschenkind ‚urteilen‘ kann, agiert es mit dem Mund bereits Quasi-Urteile. Der Mund gibt die Grundform aller Ästhetik, den guten Geschmack, her und formt das basale Medium aller Kommunikation, die Stimme.

Diese evolutionäre Selbstkonstitution des sprechenden Menschen steht seltsam im Schatten der Hand und des Hirns und erst recht des Geistes und der Seele. Dagegen zeigt sich, dass die somato-sensorischen Areale der kortikalen Repräsentation für die Hand und die Mundzone sich ungefähr entsprechen, während sie im Verhältnis zu den übrigen Körperteilen überproportional groß sind. Aristoteles hatte die Bedeutung der Hand für den Menschen und sein technisches Können herausgestrichen, wenn er schreibt: „[...] und die Hand scheint nicht ein Werkzeug zu sein, sondern mehrere: denn sie ist wie das Werkzeug für Werkzeuge“<sup>43</sup>. Diese anthropologische Hochschätzung der Hand (und des aufrechten Ganges) für die Selbstkonstitution des Menschen hat eine starke

<sup>43</sup> Aristoteles, *De partibus animalium* IV, 687a, S. 19 ff.

Tradition,<sup>44</sup> während – im fiktiven Paragone der Organe – der weitaus komplexere Mundraum unterschätzt wurde. Dies liegt nicht zuletzt am aktiven Handlungsmodus der Hand und der Lokomobilität, während der Mund mit den drei unteren Sinnen viel stärker auch passive Momente beherbergt. Und selbst wenn der Mund als Produzent der Lautsprache agiert und in der Mund-Ohr-Kopplung den aktiven Part innehat, so wird dies von der Hand gekontert, welche die Sprache als Schrift und die Visualität als Bild erobert. Die Allianz von Schreib-/Malhand und Auge erfährt in unserer Kultur eine ungleich höhere Achtung als die von Mundwerk und Ohr (nur im Gesang ist dies anders). Es ist jedoch an der Zeit, die fundierende Bedeutung des oralen Ensembles in die historische Anthropologie aufzunehmen – ähnlich wie dies Didier Anzieu (1991) hinsichtlich des Haut-Ich getan hat.<sup>45</sup> Wir stellen deswegen neben den *Homo erectus* und das *Animal rationale* den *Homo oralis*.

Auch für den Erwerb der Aggression nehmen das Orale und besonders die Zähne eine Leitfunktion ein. Die diffus aufsteigenden Aggressionsimpulse finden ein ursprüngliches Handlungsformat im Zuschnappen, Zubeißen, Zerkleinern, Zermalmen, kurz: in der Annihilation des Objekts. Der orale Aggressionsmodus hängt mit der Nahrungsaufnahme zusammen, bei der das lebenserhaltende Objekt zerkleinert werden muss. Umgekehrt hat sich in die Imaginationsgeschichte der Menschheit eingegraben, dass man selbst zum Objekt der dentalen Zermalmung werden kann – und zwar nicht nur im Jahrhunderttausende langen Kampf mit den Großraubtieren, sondern auch in der innerartlichen Konkurrenz. Das Kannibalismus-Phantasma ebenso wie das „Gott-Essen“-Ritual<sup>46</sup> sind wirkmächtige Figurationen des Oralen in der Kulturgeschichte.

Es gehört zum latenten Wissen eines jeden Menschen, dass die Zähne das Aggressivste und Kraftvollste an uns sind. Zwischen die Zähne eines anderen, sei's Mensch, Löwe oder Drache, zu geraten, ist eine der entsetzlichsten Phantasien überhaupt. Sie zieht ihre Spur von den ältesten Monster-Legenden bis zu Fantasy-Filmen. Der Gewalt in den Zähnen entspricht die abgründige Angst vorm Gefressenwerden. Der oral beseligende Strom der Milch ist das erste Nirwana, die oralsadistische Zermalmung ist die erste Hölle.

<sup>44</sup> Kurt Bayertz, *Der aufrechte Gang. Eine Geschichte des anthropologischen Denkens*, München 2012; Peter Janich, *Handwerk und Mundwerk. Über das Herstellen von Wissen*, München 2015.

<sup>45</sup> Didier Anzieu, *Das Haut-Ich*, Frankfurt a. M. <sup>2</sup>1991.

<sup>46</sup> Jan Kott, *Gott-Essen. Interpretationen griechischer Tragödien*, Berlin 1991.

So hat die Psychoanalyse, namentlich Melanie Klein<sup>47</sup>, gezeigt, dass schon der Säugling von einer quälend hilflosen Wut erfüllt sein kann; er möchte unbewusst den Körper der Mutter zermalmen. Gut ist es, wenn die Mutter diese Gefühle aufnehmen und „entgiften“ kann, wie Wilfred R. Bion sagt.<sup>48</sup> Sind Mutter und Kind in einem positiv empathischen Gleichgewicht, etwa nach lustvoller Stillung, teilen sie den Ausdruck beseligter Ruhe. Beide Gefühle aber, destruktive Wut wie satte Seligkeit, entstammen dem Empfindungsraum des Mundes. Der Oralsadismus ist stammesgeschichtlich wie psychogenetisch ein Erbe, das im Interesse des Zusammenlebens, also der Kultur, kanalisiert, sublimiert, beherrscht werden muss.

Nach Elias Canetti kommt dem bezahnten Mund sowie seinen Praktiken eine kulturgeschichtliche Dimension zu, die bis in die Ur- und Frühgeschichte zurückreicht.<sup>49</sup> Canetti bringt über die Physiologie der Zähne hinaus jene historische Semantik zur Geltung, welche sich vom Mythos bis zu den Redewendungen der Sprache um das Zahnwerk entwickelt hat. Wir dürfen trotz der Verwissenschaftlichung des Dentalen davon ausgehen, dass auch heute noch die Zähne für das kulturelle Selbstverhältnis des Menschen konstitutiv sind. Für Canetti bestimmen die Zähne die aggressiven Dynamiken und die seriellen Ordnungen der Macht mit. Zähne sind niemals nur Zähne, sondern stellen komplexe kulturelle und psychologische Figurationen dar. Und der Mundraum ist nicht nur Quelle von phonetischen Lauten und physiognomischen Ausdrücken, sondern er ist selbst in der Geschichte der Hominisation zu einem semiotisierten Raum geworden, der voller unsichtbarer Codes und empfindlicher Bedeutungen steckt, die sich in ihm inkarniert haben.

Canetti entwickelt die Macht als Digestion. Sie beginnt mit Belauern und Zupacken, verläuft über Zermalmung bis hin zur Verdauung und Ausscheidung. Diesem Prozess ist die Mundgreiflichkeit der Macht eingelagert, wie wir es parallel zur Handgreiflichkeit nennen möchten. Macht ist die *potestas*, ein Objekt auch gegen seinen Willen ergreifen zu können. Schon die tastende Berührung ist „Vorbote des Schmeckens“. Die ergreifende Hand ist der „Vor-Raum des Mauls und des Magens“. Oft ist bei Tieren die Krallen oder Tatze ersetzt durch das „be-

<sup>47</sup> Melanie Klein, *Die Psychoanalyse des Kindes*, München/Basel 1971 (zuerst 1933).

<sup>48</sup> Wilfred R. Bion, *Elemente der Psychoanalyse*, Frankfurt a. M. 1992; Wilfred R. Bion, *Transformationen*, Frankfurt a. M. 1997.

<sup>49</sup> Elias Canetti, *Masse und Macht*, Frankfurt a. M. 1980 (zuerst 1960), S. 223–33.

waffnete Maul, das die Ergreifung besorgt“.<sup>50</sup> Schon bei Säuglingen kann man beobachten, dass der Bemächtigungsantrieb sich nicht im manuellen Ergreifen erschöpft, sondern stets seinen Terminus im Mund findet: Alles wandert an oder in den Mund. Auf dieser frühen phylo- und ontogenetischen Ebene erweist sich Macht als die Verringerung oder gar Vernichtung der Distanz, die ein Körper im Verhältnis zu einem anderen einnimmt. Canetti zeigt, dass die Folge von Ergreifen, Pressen, Zerquetschen, Zerfleischen, Verschlingen die Logik der Macht bestimmt. Besonders das Zerquetschen gilt, buchstäblich wie metaphorisch, verachteten Objekten. Was man zerquetscht, ist in „das Reich der Menschlichkeit nie einbezogen“<sup>51</sup>.

Zermalmende Zähne lassen den Raum der Distanz auf null schrumpfen. Bei gewaltsamer Distanzlosigkeit – wenn *potestas* in *violentia* umschlägt – brechen physische wie soziale Identitäten zusammen, so wie umgekehrt bei zwanghafter Distanzierung Entfremdung und Einsamkeit zunehmen. So ist für alle Formen von Sozialität der mittlere, wechselseitig anerkannte und gewährte Abstand konstitutiv. Mehr als alle anderen ist der Mächtige, besonders der Souverän, durch Abstand charakterisiert.

Das auffälligste Instrument der Macht, das der Mensch und auch sehr viele Tiere an sich tragen, sind die Zähne. Die Reihe, in der sie angeordnet sind, ihre leuchtende Kette, sind mit nichts anderem, was sonst zu einem Körper gehört und an ihm in Aktion gesehen wird, zu vergleichen. Man möchte sie als die erste Ordnung überhaupt bezeichnen [...]; eine Ordnung, die als Drohung nach außen wirkt, nicht immer sichtbar, aber immer sichtbar, wenn der Mund sich öffnet, und das ist sehr oft. Das Material der Zähne ist verschieden von den übrigen augenfälligen Bestandteilen des Körpers [...] Sie sind glatt, sie sind hart, sie geben nicht nach; man kann sie zusammenpressen, ohne dass ihr Volumen sich verändert; sie wirken wie eingesetzte und wohl polierte Steine.<sup>52</sup>

An der Glätte, der Reihenanordnung und der Bedrohlichkeit der Zähne entdeckt Canetti die primordialen Merkmale der Macht. „Glätte und Ordnung, als Manifest der Eigenschaften der Zähne, sind in das Wesen der Macht überhaupt eingegangen. Sie sind unzertrennlich von ihr und in jeder Form der Macht das

<sup>50</sup> Ebd., S. 225.

<sup>51</sup> Ebd., S. 226.

<sup>52</sup> Ebd., S. 228 f.



erste, das sich feststellen lässt.“<sup>53</sup> Die Reihengliederung der Zähne bietet das Modell der Serie, wie sie etwa beim Militär, aber auch in der Verwaltung, in jeder straffen Organisation aufzufinden sind. Zähne sind das werkzeughafte Vorbild für jene Reihenordnungen, welche in Institutionen verkörpert und in Buchstaben und Zahlen interpretier- und berechenbar gemacht werden.

Dies sind kühne Analogien zwischen den Zähnen und der Ordnung der Gesellschaft. Canetti behauptet nichts weniger, als dass Ordnungen gleichsam aus den Zähnen hervorgehen, oder wenigstens, dass ihre Funktionen, ihre Anordnung, ihr Aussehen und ihre Qualitäten für viele soziale Figurationen vorbildlich sind. Um dies zu plausibilisieren, weist Canetti auf die Mittelstellung der Zähne zwischen Organ und Werkzeug hin. Diese Brückenfunktion der Zähne macht sie zum Modell des Werkzeuggebrauchs, der noch tief in magische Vorstellungen eingelassen ist. Zähne dienen als Instrumente (‚Zähne als dritte Hand‘ nennen es Paläoanthropologen), aber sie fungieren gleichzeitig auch als magische Zeichen. Sie sind der symbolische Pol der Handlungsmacht.

Auf der Werkzeug- und Waffentechnik beruht die Zivilisation des *toolmaking animal*, des ‚bis an die Zähne bewaffneten‘ Menschen, der ‚Haare auf den Zähnen‘ hat. Als Drohgebärde werden Zähne gefletscht; militärisch entfalten sie sich als Zangen-Angriff, der den Gegner packt und zerdrückt. Das ist ein kultureller Grundakt. Denn Kultur, die an den zupackenden Zähnen ihr Modell hat, beruht nach Canetti auf der Macht und der Aggression. Das heißt aber auch, dass von den Zähnen der Schrecken der Macht ausgeht.

Wir wollen damit die Studien Canettis zu den Zähnen verlassen. Wir erkennen, dass man durch die Methode einer Wissenspoetik, wie sie Canetti entfaltet, zu einer metaphorischen Verdichtung der dentalen Aktivitäten, aber auch zu einer Generalisierung einer dental zentrierten Dynamik der Macht gelangt. Beides ist für die Anthropologie des Mundraums aufschlussreich. Es sagt viel über uns, wenn wir verstehen, dass unsere aus aggressiven Impulsen hervorgehende Handlungspotenz ihren – vielleicht primitiven – Ursprung im Dentalraum findet. Canetti entdeckt, dass der Politik der Macht eine archaische oral-aggressive Dynamik eingeschrieben ist. Und anthropologisch gibt er zu bedenken, ob die Polarität von aktiv und passiv, aber auch die Dualität von operativen Techniken einen anderen Entstehungsraum haben könnten als in der Hand oder den Seelenregungen: nämlich in der Mundhöhle.

<sup>53</sup> Ebd., S. 229.

Man darf also sagen, dass im Mundraum das Subjekt geboren wird. Sieht man näher zu, so wird diese These auch von Psychoanalytikern wie Linguisten nahegelegt. Gewiss gibt es seit der Antike bis heute eine Anthropologie, die vom „aufrechten Gang“<sup>54</sup> abgeleitet wird. Das Buch „Handwerk und Mundwerk“ von Peter Janich (2015) enttäuscht insofern, als bei ihm das Mundwerk auf die Fähigkeit zur Oralsprache zusammenschrumpft; letztlich interessiert sich Janich nur für die Produktion von Wissen, insofern sie von Hand und Mund vorbereitet wird. Immerhin, wie bei der These vom Haut-Ich, findet man hier eine Gegenposition zu Ansätzen, welche alles, was wir sind und können, als Projektionen und Objektivierungen des Gehirns darstellen.

Es geht nicht darum, mit der Theorie des Oralen und Dentalen eine Drehung mehr im Paragone um die Königsposition der Organe einzuleiten. Aber es ist ein Ziel, die im Körperselbstgefühl stets präsente Mundhöhle mit ihrer strukturellen und funktionalen Einzigkeit in den anthropologischen Diskurs zu *integrieren*. Die orale, geschmackliche wie taktile Selbstwahrnehmung, die elementare Disjunktion von Innen und Außen, die primäre Rhythmisierung der Triebwelt in Hunger und Sättigung, die orale Libido und die dentale Aggression sowie schließlich die Sprachbildung, durch die allererst semiotische Vergegenständlichung und kommunikative Teilhabe möglich werden – sie alle haben eine absolut erstrangige Bedeutung für die Ontogenese des Individuums und die Ausdifferenzierung der Gattung Mensch. Der Mund wird dabei als Schwellenraum von außen und innen, als Ein- und Ausgangsraum, als Transit vielfältigen, materialen, phonetischen und symbolischen Verkehrs erkennbar. Man muss weitergehen: Der kultivierte Mensch ist fundiert in uralten physiologischen Evolutionen des Mundraums, in einer Zeitentiefe, die von fast allen Wissenschaften als das ‚primitive Zeitalter‘ angesehen wird.

Zum Abschluss fassen wir die Ergebnisse in Strukturgittern zusammen, die eine Systematik anzeigen, in der sich eine historisch-anthropologische Mundforschung einfügen könnte.

<sup>54</sup> Bayertz, Gang (wie Anm. 44).

---

**Analyseebenen des Oralen I**

---

<b>Systemebene</b>	<b>Metabolismus I</b>	<b>Metabolismus II</b>
Funktionsebene	Atmung	Nutrition / Gustus / Gastrosophie
Aktivitäten/ Sensorien	atmen, hecheln, schnaufen, schnauben, keuchen, hyper- ventilieren, therapeutisches Atmen ...	riechen, schmecken, einspeicheln, kauen, zermalmen, schlucken, würgen, übergeben ...
Praxistypen	Kulturen/Therapien des Atmens	Ernährungsstile, Esskulturen, Etiketten
Affekttypen	Engung/Weitung Rhythmus Angst/Beklemmung/ Freude/Befreiung	appetitive Begleitaffekte zwischen Genuss und Ekel: freuen, gieren, ekeln, abwehren, (sich) unterhalten, sich enthalten ...
Scheitern und Störungen/ Krankheiten	ersticken  Apnoe, Tabakkonsum, Atemwegserkrankungen	Verhungern, verdursten  Anorexie, Bulimie
Exteriorisierung vs. Interiorisierung	Innen-Außen-Rhythmus	a. von außen nach innen b. Attraktion vs. Repulsion
Physiologische Kooperationen, Ensembles	Mund-Nasen-Raum, Lungen/ Zwerchfell/Bauchraum	Gustus/Tactus/Olfactus. Nase, Zähne, Zunge, Schlund, Magen, Darm

---

**Analyseebenen des Oralen II**

---

<b>Systemebene</b>	<b>Kommunikation I</b>	<b>Kommunikation II</b>
Funktionsebene	Semiotik I: Sprache	Semiotik II: Mimik, Gestik, Physiognomik, Pathognomik
Aktivitäten/ Sensorien	sprechen, schreien, tönen, singen, flüstern, stottern, tuscheln ...	grimassieren, fletschen, stöhnen, lächeln, zannen, jauchzen, brüllen, knirschen ...
Praxistypen	Sprach-/Sprechkulturen, performative Sprechakte	Histrionische Dimension: Expressionen Verkörperungen Performativität
Affekttypen	Freude vs. Frustration, sich vertraut vs. sich fremd fühlen, verbunden vs. isoliert	Wut, Schrecken, Angst, Strenge, Sympathie, Sehnsucht, Hingabe, Freude, Verführung ...

**Analyseebenen des Oralen II**

Systemebene	Kommunikation I	Kommunikation II
Scheitern und Störungen/ Krankheiten	nicht verstehen, nicht sagen können, schweigen Stottern, Aphasie, Autismus, kommunikative Störungen	Ausdrucksleere, Starre, Maskenhaftigkeit ,Unlesbarkeit', mimisches ,Rauschen'
Exteriorisierung vs. Interiorisierung	von innen nach außen (korrespondierend: Rezeption durch Ohr)	von innen nach außen (korrespondierend: Rezeption durch Auge)
Physiologische Kooperationen, Ensembles	Zunge, Zähne, Lippen, Mundraum, Stimmapparat, Atmungsorgane	Zunge, Zähne, Lippen, Gesicht, Hände, Leib

**Analyseebenen des Oralen III**

Systemebene	Triebdynamik I	Triebdynamik II
Funktionsebene	Orale Libido / orale Lüste	Orale Aggressivität
Aktivitäten/ Sensorien	lutschen, saugen, küssen, schmecken, züngeln ...	mit den Zähnen packen, zubeißen, zermalmen, ver-schlingen, vernichten, (zer)knirschen
Praxistypen	Objektbesetzung nach dem Typus ANLEHNUNG und VERSCHMELZUNG: ohne Reziprozität; narzisstische Beziehungen; Subjekt-Objekt-Diffusion: Immersion, Entgrenzung, Fetischismus: Ich bin klein, aber ein Teil von dir.	Objektbemächtigung nach den Typen der MACHT: ohne Reziprozität, destruktive Beziehungen; Subjekt-Objekt-Vernichtung: Vampirismus, Zerstückelung, Folter: Ich bin groß und du bist ein Teil von mir.
Affekttypen	Sehnsucht nach Verschmelzung mit Objekt: ozeanische Gefühle, flow-Erlebnisse, Paradies, Grandiosität, All-Einheit ...	Begehren nach Erniedrigung des Objekts: Verachtung, Terror, Hass, Schmerz, Triumph, Qual ... Sadismus, S/M-Konstellationen.
Scheitern Störungen/ Krankheiten	Größen-Ich, narzisstischer Mangel, Regression, Unerreichbarkeit, Verlassenheit, narzisstische Neurose	Traumatisierung, Ohnmacht, ,Leere', Einsamkeit, Bruxismus, Perversionen, Anankasmus, Persekutive Paranoia

Analyseebenen des Oralen III

Systemebene	Triebdynamik I	Triebdynamik II
Exteriorisierung vs. Interiorisierung	von innen nach außen + von außen nach innen. Projektive Identifikation	von innen nach außen + von außen nach innen. Projektive Identifikation
Physiologische Kooperationen, Ensembles	Beteiligung weiterer ,Leibinseln', bes. Hände und Haut	Evtl. muskulärer Apparat, Hände

Der Mundraum initialisiert drei fundamentale Achsen der Reproduktion: (1) den Metabolismus in den zwei Modi von Atmen und Essen / Trinken; (2) die Kommunikation auf lautsprachlicher und averbal-fazialer Ebene; (3) die Triebdynamik in begehrender und aggressiver Ausrichtung. Letztere Ebene ist für die ersten beiden grundlegend: Ohne oralen ‚drive‘ keine den Stoffwechsel einleitenden Akte und keine Motive zu interaktiver Verständigung, die auf sprachlicher und mimischer Artikulation beruht. ‚Trieb‘ ist hier weit gefasst: von instinktiven Antrieben und Reflexen (was Freud primäre „Bedürfnisse“ nennt) über psychosomatische Triebe (Begehren, Libido) bis zu kulturell ausdifferenzierten Motiven, Strebungen, Sehnsüchten, Intentionen, Willen. Der zwingende Charakter biologischer Programmierung nimmt auf diesen drei Stufen ab, was der kulturgeprägten Sozialisation überhaupt erst Chancen für Eingriffe und sekundäre Prägungen einräumt. Umgekehrt kommen Aktivitäten, die nur und allein von Instinkt und biologischem Bedürfnis beherrscht sind, nur noch in extremen Randlagen von physischer Not, Entsublimierung und Regression vor. Die drei Grundformen der Triebdynamik sind hinsichtlich der hierbei typischen Verflechtungen von soziobiologischen und kulturellen Prägungen sorgfältig zu analysieren.

Diese Verflechtung von biologischer Determination und kultureller Offenheit entspricht den von Helmuth Plessner beschriebenen drei, durchaus paradoxen Strukturmerkmalen des Menschen:<sup>55</sup> exzentrische Positionalität, vermittelte Unmittelbarkeit, natürliche Künstlichkeit. Sie finden sich auf allen drei Systemebenen und den sechs Funktionsebenen des Oralen – der Triebdynamik, dem Metabolismus und der Kommunikation – wieder.

<sup>55</sup> Plessner, Stufen (wie Anm. 26); Plessner, *Conditio humana* (wie Anm. 4).



Ein Strukturmerkmal von oralen Aktivitäten sind ihre räumlichen Richtungen. Sie ordnen die exteriorisierenden und interiorisierenden Aktivitäten. Die Bi-Direktionalität ist im Vergleich zu Augen, Ohr und Haut etwas Eigentümliches und hat zur Folge, dass nur die oralen Aktivitäten sowohl aktive wie passive Momente, sowohl verinnerlichende wie entäußernde Handlungsformen aufweisen (bi-direktionale Fähigkeiten weist allerdings auch der Hautsinn aus).

Ferner sollen die Diagramme deutlich machen, dass den wahrlich mannigfaltigen Aktivitätsformen des Oralen unausweichlich Ebenen begleitender sensorischer Reizungen und Gefühle entsprechen. Ja, man könnte sagen, dass aus den lebensgeschichtlich frühesten oralen Aktivierungen überhaupt erst der *mundus sensibilis* und der *mundus affectationis* sich aufzubauen beginnen. Ferner kann man sagen, dass sich auf die oralen Aktivitäten ganze kulturelle Universen setzen, also etwa die weltweit zu regionalen Eigentümlichkeiten ausdifferenzierten Riten, Ornamentierungen und Mutilationen, das Universum der differenzierten Ess-Stile, die Streuungen von Sprachen und Diversifikationen der Mimik, aber auch die kulturell wie lebensgeschichtlich ausgeprägten Formen der oral libidinösen und oral aggressiven Antriebe.

Nahezu alle oralen Aktivitäten weisen aufgrund ihrer bipolaren Organisation eine durchschnittliche Mittelzone auf, die man die Normalform nennen darf, die von einer mehr oder weniger großen Zahl von alltäglichen bis pathologischen Störungen bzw. Krankheiten gerahmt werden.

Besonders wichtig sind die Objektbeziehungsformen, die von den beiden Achsen der oralen Triebdynamik gebildet werden. Problematisch ist das Diagramm deswegen, weil die kulturelle Vielfalt von oral fundierten Beziehungen, die wir zu Objekten aufnehmen und unterhalten, nicht schematisch zu fassen ist. Die Doppelmatrix ist dennoch wichtig, weil sie von individuellen Dispositionen (z. B. orale Abhängigkeiten, die zu Ess-Störungen führen; sadomasochistische Dynamiken, Volkskrankheit Zähneknirschen) bis zu kulturellen Übersetzungen (z. B. die langwellige Konjunktur des Vampirismus) und politischen Figuren reichen (projektive Identifikationen im Führer-Staat, kollektive paranoide Abwehrdynamiken oder Vernichtungswünsche). Hier sind noch historische Untersuchungen und Fallanalysen nötig, um die vorgestellten Diagramme mit Leben zu füllen. In jedem Fall belehrt der Mundraum darüber, dass die für die Anthropologie der Handlung grundlegende Unterscheidung von Tun und Empfinden ihre erste Formatierung durch die motorischen und sensorischen Aktivitäten des Mundes erfährt.



Abb. 9: Danica Dakic, *Autoporträt*, 1999, Videoinstallation, Ton.

Der Urhöhle unserer physischen und sozialen Existenz sind der Uterus und der Mundraum. Wenn in dieser Weise von Anthropologie gesprochen wird, so ist damit sowohl eine strukturelle (in Teilen überhistorische) wie auch eine historische Anthropologie gemeint. Letztere ist gewiss nicht durch die multiplen Aktivitäten des Mundraums erschöpft. So werden etwa die Richtungsräumlichkeit (z. B. oben/unten; rechts/links; vorne/hinten) und die kinetische Erschließung des Raums (durch den aufrechten Gang) durch andere Unterscheidungen und Leistungen gebildet als durch diejenigen des Mundraums. Menschenbildung kann nicht auf *einen* mythischen oder historischen Ursprung, aber auch nicht auf eine privilegierte Körperzone oder Leistung reduziert werden. Sondern es handelt sich stets um einen komplexen Multi-Level-Selektionsprozess, der ebenso biologisch programmiert wie kulturgeschichtlich transformiert wird. Allerdings werden bestimmte Differenzierungen wie z. B. die von innen und außen, von aktiv und passiv, von angenehm und widrig, von Libido und Aggression zuerst ‚im‘ Munde gelernt. Diese oralen Matrixen prägen sich späteren Entwicklungsstufen auf, ohne die Offenheit der Bildungsprozesse und die Ausdifferenzierung der Leistungs-, Empfindungs- und Erkenntnisniveaus zu determinieren (Abb. 9)<sup>56</sup>.

<sup>56</sup> In der Videoinstallation experimentiert die Künstlerin mit ihrem Gesicht und schafft daraus verschiedene Varianten eines Selbstporträts. Nicht nur die Augen, nahezu jede Körperlichkeit und jedes Alter sind gelöscht. Fast unheimlich blickt uns augenlos das doppelmündige Wesen an, das vielleicht auch nur ein Schemen im Schwarz ist, etwas Imaginäres, ein Phantasma. So sehr wir die Wichtigkeit des Mundraums betonen – dieses Porträt zeigt, was wir vermissen würden, wenn, wie Goethe sagt, die sprechenden Augen fehlen, der Blick, das Seelenfenster. Im Video sprechen die beiden Mäuler in zwei Sprachen, die Doppelidentität der Künstlerin erinnernd. Der deutsche Mund erzählt von einem Vogel-Mann, der sich durch die eigene Stimme seine Mitbewohner schafft; der bosnische Mund spricht von einer Insel der Stimmen, die körperlos durcheinander tönen. „Sprich, damit ich dich sehe“, soll Sokrates gesagt haben, was Johann Georg Hamann in den *Sokratischen Denkwürdigkeiten* aufnimmt (1759). „I see a voice“, ruft Pyramus in Shakespeares *A Midsummer Night's Dream*, und fährt fort: „Now will I to the chink, /To spy an I can hear my Thisbe's face. Thisbe?“ So sieht er eine Stimme und hört ein Gesicht. Auf diese intersensorische Verflechtung kommt es an.

## Literaturverzeichnis

- Anzieu, Didier, *Das Haut-Ich*, Frankfurt a. M. <sup>2</sup>1991.
- Bayertz, Kurt, *Der aufrechte Gang. Eine Geschichte des anthropologischen Denkens*, München 2012.
- Bion, Wilfred R., *Elemente der Psychoanalyse*, Frankfurt a. M. 1992.
- Bion, Wilfred R., *Transformationen*, Frankfurt a. M. 1997.
- Böhme, Hartmut/Slominski, Beate (Hg.), *Das Orale. Die Mundhöhle in Kulturgeschichte und Zahnmedizin*, München 2013.
- Calame, Claude/Kilani, Mondher, *La fabrication de l'humain dans les cultures et en anthropologie*, Lausanne 1999.
- Canetti, Elias, *Masse und Macht*, Frankfurt a. M. 1980 (zuerst 1960).
- Decher, Friedhelm/Hennigfeld, Jochem (Hg.), *Philosophische Anthropologie im 19. Jahrhundert*, Würzburg 1992.
- Eder, Klaus, Das Paradox der „Kultur“. Jenseits einer Konsensustheorie der Kultur, in: *Paragrana* 3 (1994), H.1, S. 148–173.
- Freud, Sigmund, Das Unbehagen in der Kultur, in: Ders., *Studienausgabe*, Bd. IX, Frankfurt a. M. <sup>5</sup>1989, S. 193–270 (zuerst 1930).
- Gadamer, Hans-Georg/Vogler, Paul (Hg.), *Neue Anthropologie*, 7 Bde., Stuttgart 1972–75.
- Gehlen, Arnold, *Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt*, Textkritische Edition, hg. v. Karl-Siegbert Rehberg, Frankfurt a. M. 1993 (zuerst 1940).
- Harris, Marvin, *The Rise of anthropological Theory. A History of Theories of Culture*, New York 1968.
- Harris, Marvin, *Kulturanthropologie. Ein Lehrbuch*, Frankfurt a. M./New York 1989.
- Harris, Marvin, *Menschen: wie wir wurden, was wir sind*, Stuttgart <sup>2</sup>1991.
- Herder, Johann Gottfried, Abhandlung über den Ursprung der Sprache, in: Ders., *Werke in 10 Bänden*, Bd. 1, hg. v. Ulrich Gaier, Frankfurt a. M. 1985, S. 695–811 (zuerst 1772).
- Janich, Peter, *Handwerk und Mundwerk. Über das Herstellen von Wissen*, München 2015.
- Kant, Immanuel, Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht, in: Ders., *Werkausgabe*, hg. v. Wilhelm Weischedel, Bd. XI, Frankfurt a. M. 1977, S. 31–50 (zuerst 1784).
- Kapp, Ernst, *Grundlinien einer Philosophie der Technik*, Braunschweig 1877.
- Klein, Melanie, *Die Psychoanalyse des Kindes*, München/Basel 1971 (zuerst 1933).
- Kott, Jan, *Gott-Essen. Interpretationen griechischer Tragödien*, Berlin 1991.
- Leroi-Gourhan, André, *Hand und Wort. Die Evolution von Technik, Sprache und Kunst*, übers. v. Michael Bischoff, Frankfurt a. M. 1980 (zuerst 1964/65).
- Marl, Hubert, Homo sapiens. Zur fortwirkenden Naturgeschichte des Menschen, in: *Merkur* 7 (1998), S. 564–581.
- Neuweiler, Gerhard, *Und wir sind es doch – die Krone der Evolution*, Berlin 2008.
- Nietzsche, Friedrich, Nachgelassene Fragmente Frühjahr 1884, in: Ders., *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bde.*, hg. v. Giorgio Colli und Mazzino Montinari, Bd. XI, München/Berlin/New York 1999.

- Parzinger, Hermann, *Die Kinder des Prometheus. Eine Geschichte der Menschheit vor der Erfindung der Schrift*, München 2014.
- Plessner, Helmuth, *Die Stufen des Organischen und der Mensch*, Berlin/New York <sup>3</sup>1975 (zuerst 1928).
- Plessner, Helmuth, Die Frage nach der *Conditio Humana*, in: Ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. VIII, hg. v. Günter Dux u. a., Frankfurt a. M. 1983, S. 136–217 (zuerst 1961).
- Poe, Edgar Allan, Berenice, in: Ders., *The Short Fiction of Edgar Allan Poe. An Annotated Edition*, hg. v. Stuart Levine und Susan Levine, Urbana (Ill.) u. a. 1990, S. 71–76.
- Pöhlmann, Egert, Der Mensch – das Mängelwesen? Zum Nachwirken antiker Anthropologie bei Arnold Gehlen, in: *Archiv für Kulturgeschichte* 52 (1970), S. 297–312.
- Scheler, Max, Mensch und Geschichte, in: Ders., *Philosophische Weltanschauung*, München 1954, S. 62–88 (zuerst 1926).
- Scheler, Max, *Schriften zur Anthropologie*, Stuttgart 1994.
- Winnicott, Donald W., Transitional Objects and Transitional Phenomena, in: *International Journal of Psycho-Analysis* 33 (1953), S. 88–97.



